HD WIDENER
HW ILIX A

49584.18.9

HARVARD COLLEGE LIBRARY

FROM THE LIBRARY OF

GEORGE EDWARD RICHARDS

A.B. 1867, M.D. 1883

THE GIFT OF
ANNA M. RICHARDS
1919

George E. Richards.
1869.

Joſeph im Schnee.

Eine Erzählung

von

Berthold Auerbach.

Zweite Auflage.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1867.

X 3584.18.9

HARVARD COLLEGE LIBRARY
THE GIFT OF
MRS. GEORGE E. RICHARDS
NOV. 1, 1919.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Hier ruht ein Kind, das sich im Wald verirrte,
Wir fanden's nicht, doch fand's der treue Hirte,
Und hat, derweil wir schliefen in der Nacht,
Es in des ew'gen Vaters Haus gebracht.

So steht auf einem kleinen Kreuz im Kirchhofe des Walddorfes. Fast hätte sich die wehmüthige Grabschrift wiederholt, aber ein gütiges Geschick bewahrte den Joseph. Er hat nur den Namen behalten „Joseph im Schnee," und sein Irrweg wurde der Wegweiser aus vielem Elend zu vielem Glück.

Erſtes Kapitel.

Iſt noch nicht Tag?

„Mutter, iſt noch nicht Tag?“ fragte das Kind, ſich im Bett aufrichtend.

„Nein, noch lang nicht. Was haſt du? — Sei ruhig und ſchlaf'.“

Das Kind war eine Weile ſtill, dann fragte es wieder mit halber Stimme: „Mutter, iſt noch nicht Tag?“

„Was iſt denn das, Joſeph? Sei doch ruhig. Laß mich ſchlafen, und ſchlaf' auch. Bet' noch einmal, dann wird der Schlaf kommen.“

Die Mutter ſagte dem Kinde nochmals das Nachtgebet vor, und betete leiſe mit, dann ſchloß ſie: „Gut Nacht jetzt.“

Das Kind war geraume Zeit ſtill. Als aber die Mutter ſich in ihrem Bett umwendete, rief es leiſe: „Mutter!“

Keine Antwort.

„Mutter! Mutter! Mutter!“

„Was gibts? was willſt du denn?

„Mutter, iſt jetzt noch nicht Tag?“

„Du biſt ein böſer Bub, ein ganz böſer. Kannſt du mir denn nicht die Nachtruh' laſſen? Ich bin müd genug, bin heut dreimal im Wald geweſen. Wenn du mich jetzt noch einmal weckſt, wird dir das Chriſtkindle morgen Abend nichts einlegen, als eine Ruthe. Ich geh' zulieb noch einmal in den Wald und hol' dir eine. Gut Nacht! Schlaf wohl. Horch, der Wächter ruft erſt Zwölf Uhr an.“

Der Knabe ſeufzte noch einmal tief, ſagte: „Gut Nacht bis morgen,“ und wickelte ſich ganz in die Kiſſen.

Es war eine kleine dunkle Kammer, gerade unter dem Strohdach, wo dieſes Geſpräch geführt wurde. Die Scheiben an dem kleinen Fenſterchen waren gefroren, das helle Mondlicht draußen konnte nicht durchdringen. Die Mutter ſtand auf und beugte ſich über das Kind. Es ſchlief ruhig und feſt. Die Mutter aber konnte nicht mehr ſchlafen, ſo ſchnell ſie auch wieder in's Bett gehuſcht war und die Augen ſchloß, denn faſt laut ſprach ſie: „Und wenn er mich

noch heimholt, und ich glaub's, trotz alledem, daß das noch wird, er kann nicht anders, er muß ..... Und wenn er mich heimholt, was hat er versäumt an mir und an unserm Kind? Die Jahre kommen nicht wieder, man hat sie nur Einmal im Leben. O wenn man noch einmal von vorn anfangen dürfte, wenn man noch einmal aufwachen dürfte und es ist nicht wahr, daß man so schwer .... Wenn man einmal gefehlt hat, muß man sein Lebenlang dran tragen. Es nimmt's einem Keins ab. Ist es denn wahr, daß ich einmal so lustig gewesen, wie die Leut sagen? Was ist denn das, daß das Kind dreimal gerufen hat: ist noch nicht Tag? Was soll aus dem Tag werden? — O Adam! O Adam! Du weißt nicht, was ich durchmachen muß; wüßtest du's, du könntest jetzt auch nicht schlafen ....."

Der Bach, der hinter dem Hause floß, war zugefroren, aber in der Nacht hörte man das Gurgeln des Wassers unter der Eisdecke.

Die Gedanken der Schlaflosen folgten dem Laufe des Baches, stromauf weit hinaus, und wie der Bach, nachdem er durch unwegsame Thäler und tiefe Schluchten geflossen, bei der Heidenmühle aufgehalten wird und grollend über's Rad stürzt und schäumt

und wirbelt, so schäumten und wirbelten auch die Gedanken der Wachenden in der Nacht. Da in der Mühle da wohnt ja die Entsetzliche, auf die die Eltern Adams ihr Auge gerichtet haben. Des Heidenmüllers Toni hat für ein besonders braves und gutherziges Mädchen gegolten und zeigt sich jetzt so grundschlecht ..... Was willst du von des Heidenmüllers Toni? Die ist dir nichts schuldig. Aber er? aber Adam? Die Hände der Schlaflosen ballten sich, sie fühlte einen Stich durch's Herz und sie knirschte vor sich hin: „Wenn er untreu werden könnte! Nein, er kann's nicht, aber wenn er's könnte, ich leid's nicht, ich trete in die Kirche mit meinem Joseph, nein, das nicht, ich nehme ihn nicht mit, ich allein, ich schreie: ich leid's nicht, und dann will ich sehen, ob ein Pfarrer sie zusammengibt."

Der Bach fließt wieder still durch ein Wiesenthal; bald da bald dort am Uferrand steht ein Laubholzbaum, aber hüben und drüben an den Bergen dichte hochstämmige Tannenwälder: über Felsen stürzt der Bach wieder in unwegsame Schluchten; jetzt geht's schnell. Da ist ein Markstein. „Jetzt sind wir daheim" — hat da einmal der Adam gesagt, und es ist doch noch eine gute Stunde bis zum Röttmannshof,

da ist ja schon der Otterswanger Wald, der dazu gehört, und es ist ein stilles Plätzchen am Bach — die Schlaflose fährt sich mit der kalten Hand über die heißen Wangen, dort bei der breiten Buche, dort hat sie Adam zum Erstenmale geküßt. Kein Mensch auf der Welt glaubt's, und sie selber hätte es auch nicht geglaubt, daß er so herzlich und gut und so gesprächsam und so lind und so lustig sein kann. Es war ein schöner Sommertag, gestern hat's fürchterlich gewittert, das war ein Sturm und Blitz und Donner, daß man hätte glauben mögen, es bleibt kein Baum mehr aufrecht stehen im Wald. Ja so ist's hier oben, so draußen im Wald und so drin im Hause; da ist auch oft ein Gelärm und Schelten und Poltern, daß man glaubt, Alles wird einander ermorden, und am andern Tag ist Alles nicht da gewesen. Ein schöner Sommertag war's damals, in allen Rinnsen fließen Bäche und thun laut und eilen, wie wenn sie wüßten, daß sie nur einen Tag zu leben hätten, und morgen ist wieder nichts da. Die Vögel singen und die Wäscherin am Bach kann auch nicht anders, sie muß auch singen, und warum soll sie nicht? Sie ist ja noch jung und ohne Sorgen? Sie kann viel Lieder, sie hat sie von

ihrem Vater gelernt, der vor Zeiten der luſtigſte und geſangreichſte war. Es kommen Männer den Bach herunter, es iſt jetzt wieder Waſſer genug zum Flößen, und ſchau, wie geſchickt! Da kommt Adam, der Hausſohn, auf einem einzigen Stamm, der Stamm dreht ſich immer ringsum, aber der Adam iſt geſchickt, er hält ſich feſt und aufrecht, und wie er bei der Wäſcherin iſt, läßt er den Stamm allein ſchwimmen, ſtemmt die Ruderſtange in den Bach, hebt ſich daran in die Höhe und ſpringt mit einem kecken Satz an's Ufer. Die Wäſcherin lacht, wie ſie den rieſigen jungen Mann mit den hohen Waſſerſtiefeln in der Luft baumeln ſieht; und ſie erſchrickt in's Herz hinein, wie er plötzlich vor ihr ſteht.

„Ich hab' dir's ſchon lang ſagen wollen, ich dank' dir" — ſagt Adam.

„Warum? Wofür?"

„Daß du es bei meiner Mutter aushältſt."

„Ich diene, bekomme meinen Lohn und muß auch was dafür aushalten, und deine Mutter hat's hart genug, ſie iſt bös auf unſern Herrgott, weil dein Bruder beim Holzſchlagen umgekommen iſt; ſie iſt mit Gott und der Welt bös und hat's ſelber am böſeſten dabei."

Adam ſchaut ſie mit großen Augen an, „du biſt . . . du wärſt . . .“ ſtottert er, „ja du!“ Es zuckt in ſeinen Mienen, er hält die Hakenſtange hoch, und plötzlich ſchreit er: „Wollt ihr euch da hinlegen? Fort von da!“

Er ſpringt in den Bach, daß das Waſſer hoch aufſpritzt und ſtößt die Stämme, die ſich bei einer Biegung des Ufers auf einander gelegt hatten, mit gewaltiger Kraft in die Strömung.

Martina ſieht ihm ſtaunend nach. Was geht mit dem Adam vor? Er verſchwindet, man hört ihn weiter unten noch mit den andern Flößern ſchreien, dann iſt alles ſtill.

Wochenlang redet Adam mit Martina kein Wort, er grüßt ſie kaum. Aber im Herbſte — die Kühe weiden auf der Wieſe und auch der Stier. Martina geht an der Wieſe vorüber, den Berg hinab — es iſt kein Brunnen am Hauſe auf der Hochebene, man muß das Trinkwaſſer halbswegs des Berges holen — da ſieht Martina, wie der Stier plötzlich den Kopf hoch hebt und zu rennen beginnt. Es iſt ſchön, wie das ſchwerfällige Thier ſo leicht daher tänzelt, aber der Hirtenjunge ruft: „Rette dich, Martina! Der Stier nimmt dich auf.“

Martina thut einen gellenden Schrei, rennt mit zurückgewandtem Geſichte davon und ſtürzt nieder. Schon hört ſie das Schnauben des Stiers ſich nahe, aber jetzt brüllt er mächtig am Boden. Adam iſt herbei geeilt, er faßt den Stier an den Hörnern und drückt ihm den Kopf nieder, bis die Knechte herbeikommen und ihn bändigen helfen.

Martina iſt gerettet und Adam ſagt nur: „Ein andermal, wenn du an der Wieſe vorbeigehſt, ſetz' dein rothes Kopftuch nicht auf.“

Adam iſt voll Blut, und Martina fragt: „Um Gottes willen! Hat dir der Stier was gethan?“

„Mach' keinen Lärm, es iſt gar nichts; der Stier blutet aus dem Maul, und da hat er mich vollgeſpritzt. Geh' du jetzt und hol' Waſſer.“ Er wandte ſich und ging nach dem Weiher, um ſich rein zu waſchen.

Erſt drunten am Brunnen wurde Martina ihres Schrecks recht inne; ſie erkannte, in welcher Gefahr ſie geweſen und wie Adam ſie gerettet hatte. Sie weinte, und in dieſe Thränen floß auch Bewunderung und herzinniger Dank für den ſtarken, guten Menſchen. Am Mittag hört ſie, wie die Mutter zu Adam ſagt: „Du biſt der einfältigſte, nichtsnutzigſte

Geſell von der Welt; gehſt in Todesgefahr, um eine dumme Magd zu retten.“

„Will's nicht mehr thun,“ erwiderte Adam.

„Glaub's,“ ſagte der Vater ſchmunzelnd, „das thuſt du nicht zum zweitenmal, daß du einen Stier an den Hörnern feſt hältſt und bleibſt am Leben. Nur ſchade, daß das Niemand geſehen hat. Das iſt ein Stück, von dem die ganze Gegend reden müßte.“

Adam grüßte von da an Martina freundlich, redete aber kein übriges Wort mit ihr. Er ſchien ſich daran zu genügen, daß ſie ihm zu einem rechten Röttmannsſtück verholfen hatte.

Wieder wuſch Martina am Bach, da ſtand Adam vor ihr.

„Biſt wohl auf?“ fragt er.

„Nein, mir liegt noch der Schreck in den Gliedern, aber dir werde ich mein Leben danken, ſo lang ich —“

„Davon will ich nichts hören. Der Stier iſt eigentlich nicht bös. Es iſt kein Thier bös, kein Roß und kein Stier, wenn man's nicht durch Hetzen und Stupfen und dummes Aufſcheuchen von jung auf bös macht. Dann ſind ſie's freilich. Jetzt aber,

ja, ja wohl ... Nicht wahr, du weißt Alles und du ... du haſt mich auch ſo grad wie ich dich?“

Er konnte nicht viel reden, aber im Blick ſeines Auges lag eine gebannte, tiefmächtige Zärtlichkeit, wie er Martina anſchaute und ſeine Hand auf ihre Schulter legte. Und damals hat er den erſten Kuß gegeben, und es hätte kein Menſch geglaubt, daß der Adam ſo ſanft und ſo gut ſein kann; aber weh hat's doch gethan, wie er ſie um den Hals nimmt, er hat eben nicht gewußt, daß das ſtark zugefaßt iſt, und er lacht, wie ihm Martina das ſagt, und er bittet: „Lehr' mich's, wie man Einen ſanfter um den Hals nimmt. Stell' dich da auf den Baumſtumpf. So!“

Und da ſie ihn umfaßt, trägt er ſie herum wie ein kleines Kind, und ſie iſt doch auch ſtark und groß.

Sie ſtehen wieder neben einander unter der Buche, und Martina ſchaut auf durch die Blätter, worauf die ſchrägen Sonnenſtrahlen fallen.

„Schau', wie ſchön der Baum!“ ſagt ſie.

„Der iſt nichts nutz,“ erwidert Adam, „der hat lauter Wald (Gezweige) und faſt keinen Stamm.“

„Ich mein's ja nicht ſo. Schau' nur, wie grüngoldig er jetzt glitzert und glänzt.“

„Haſt recht, das iſt ſchön," ſagt Adam, und ſein Auge iſt ſo mild, und auf ſeinem derben hochrothen Angeſichte ſpielen zitternde Sonnenſtrahlen. Zum Erſtenmal ſchien ihm aufzugehen, daß ein Baum noch anders anzuſehen iſt, als um ſeinen Holzwerth zu ſchätzen.

Und ſo oft Martina an den Aufblick durch die Buche dachte, da war's, als ob jener Sonnenſtrahl ewig leuchtete und nie verlöſchen könne.

Wie zu einer Betheuerung die Hand Martina's faſſend, ſagte Adam: „Den Baum laß ich ſtehen, der darf nicht geſchlagen werden. Baum, komm' zur Hochzeit! Oder nein, bleib' nur ſtehen, du ſollſt luſtige Muſik hören, wenn's zur Hochzeit geht. Martina, ſchenk' mir was. Haſt du nichts, was du mir ſchenken kannſt?"

„Ich bin arm und hab' nichts."

„Ich ſehe was, das ich haben möchte. Schenkſt du mir's?"

„Ja — was es iſt, was du willſt."

„Schau', da auf deiner Bruſt, da iſt dein Name eingeſetzt; reiß' das Stück aus und gib mir's."

„Das Herz aus dem Leib reiße ich mir aus und gebe dir's."

Sie wandte sich ab, riß aus dem Hemde das Stück, wo ihr Name eingesetzt war, und gab's ihm.

„Ich geb' dir nichts," sagte er, „sieh' dich um, so weit du siehst, Alles ist dein."

Bei diesem Anruf, wie reich Adam war und wie arm Martina, wollte Trauer über sie kommen, aber Adam hielt ihre Hand, und da hatte nichts eine Macht als er allein.

Es war eine übermächtige, wilde, Alles vergessende Liebe, die die Beiden erfaßt hatte, und bald kam Trauer und Elend.

Adam war zum Erstenmal in seinem Leben mit einem Floß rheinabwärts bis nach Holland geschickt worden, und in der Zeit seiner Abwesenheit wurde Martina mit Schimpf und Schande aus dem Hause verstoßen . . .

Das waren die Bilder der Vergangenheit, glückselige und jammervolle, sie zogen jetzt wieder einmal vor Martina in der Dachkammer vorüber . . . . .

Sie deckte sich die Augen mit dem Kissen zu. Die Hähne krähten jetzt im Dorfe, da die Mitternacht sich gewendet hatte.

„Das ist des Häspele's Hahn, der so kräht; der Häspele hat sich ja die neumodischen Hühner

angeſchafft. Wie grob und breit kräht der hochbeinige Hahn; da klingt's bei den Einheimiſchen viel luſtiger. Der Häſpele iſt doch ein guter Menſch und gegen das Kind iſt er ſo ſeelensgut; der hat's gut gemeint, wie er einmal geſagt hat: Martina, in meinen Augen biſt du eine Wittfrau, und eine brave Wittfrau. — Ja, aber lieber Gott, mein Mann lebt noch. — Du dauerſt mich, aber ich kann nicht. Nein, nein, kein Gedanke ....

Ohne Ruhe zu finden, harrte Martina den Tag heran. Oft ſchien ſich der Schlaf ihrer erbarmen zu wollen, aber kaum hatte ſie die Augen geſchloſſen, als ſie wieder aufſchrak; ſie glaubte die Stimme der wilden Röttmännin zu hören, ihr ſcharfes höhnendes Geſicht zu ſehen, und leiſe ſagte Martina vor ſich hin: „Iſt noch nicht Tag?“

Zweites Kapitel.

Ein Zwiegesang wird unterbrochen und wieder aufgenommen.

Um dieselbe Stunde, als das Kind in der Dachkammer erwachte und so unruhig blieb, brannten neben der Lampe noch zwei Lichter in der Wohnstube des Pfarrhauses, und drei Menschen saßen wohlgemuth um den runden Tisch; es war der Pfarrer, die Pfarrerin und deren Bruder, ein junger Landwirth. Es war behaglich warm in der Stube; in den Pausen des Gesprächs hörte man bald einen Bratapfel auf dem Ofensims zischen, bald sprach der Kessel in der Ofenröhre auch ein Wort darein, als wollte er sagen, es ist noch Stoff genug da zu gutem Grog. Der Pfarrer, der sonst nicht rauchte, besaß die Geschicklichkeit, daß er, wenn ein Gast kam, auch zu rauchen verstand; dabei vergaß er aber doch seine Dose nicht, und so oft er eine Prise nahm, bot er auch dem Schwager eine an, der

dann regelmäßig dankte. Der Pfarrer betrachtete mit offenbarem Wohlgefallen ſeinen Schwager und die Pfarrerin ſah auch bisweilen von ihrer Stickerei — es iſt ein Geſchenk für morgige Weihnachten — mit ſtrahlenden Augen in das Angeſicht ihres Bruders.

„Das haſt du brav gemacht," wiederholte der Pfarrer, und ſein feines längliches Geſicht mit den feinen ſchmalen Lippen, den waſſerblauen Augen und der hohen gewölbten Stirne gewann einen noch ſtärkeren Ausdruck innigen Wohlwollens, als ſonſt immer darauf ausgebreitet lag. „Das haſt du brav gemacht, daß du die Feiertage für uns Urlaub genommen haſt, aber," ſetzte er lächelnd hinzu und ſchaute nach der Flinte, die in der Ecke lehnte, „dein Jagdgewehr wird dir hier nicht viel einbringen, wenn du nicht vielleicht das Glück haſt, den Wolf zu treffen, der hier in der Gegend umgehen ſoll."

„Ich bin nicht bloß zum Beſuch und nicht bloß zur Jagd gekommen," entgegnete der junge Landwirth mit wohltönender tief anſprechender Stimme, „ich ſoll Ihnen, lieber Schwager, auch die Bitte an's Herz legen, daß Sie Ihre Bewerbung um die Stelle im Odenwald zurücknehmen und warten mögen, bis eine Stelle in der Nähe der Hauptſtadt oder in der

Hauptſtadt ſelbſt offen wird. Der Onkel Zettler, der jetzt Conſiſtorialpräſident wird, hat verſprochen, Ihnen die erſte offene Stelle zu geben.“

„Iſt nicht möglich. Es wäre mir erwünſcht, für Lina und für mich, den Eltern nahe zu ſein, und ich habe auch oft einen wahren Durſt nach guter Muſik; aber ich tauge nicht in die neue Orthodoxie und in das Aufpaſſen, ob man auch ſtreng kirchlich predige. Und da iſt unter meinen Amtsbrüdern ein ewiges Geſorge für das Seelenheil der Pfarrkinder, ein gegenſeitiges Recepte-Geben, das viel von Prahlerei hat. Es iſt damit, wie mit der Erziehung; je weniger von Erziehung Eltern anwenden, um ſo mehr wiſſen ſie ſehr geſcheit davon zu ſprechen. Seid brav und ihr erzieht ohne viel Kunſt und ohne beſtändige Angſt und Fürſorge eure eignen Kinder und eure Pfarrkinder. Ich weiß, ich ſtehe auf dem Boden der reinen Lehre, ſo weit meine Kraft reicht, und überhaupt bin ich eigentlich ein Gegner aller Verſetzungen. Man muß mit den Menſchen alt werden, auf die man wirken ſoll. In einer guten Staatseinrichtung ſollte man auf der Stelle bleibend in Gehaltserhöhung vorrücken. Ich habe mich um die Stelle im Odenwald nur gemeldet, weil ich fühle,

daß ich für die Strapazen hier anfange alt zu werden und auch weil ich einer Rohheit nicht wehren kann, die mir das Herz empört. Doch, laß uns jetzt singen."

Er stand auf, setzte sich an das Klavier und begann das Vorspiel seiner Lieblingsmelodie, und die Pfarrerin und der junge Landwirth sangen mit wohlgeübten Stimmen das Duett aus Titus:

Laß Glück, laß Schmerz uns theilen.

Es war wie ein Sichfassen treuer Hände, ein glückseliges Umschlingen, indem die beiden Stimmen zusammentönten in der warmherzigen Melodie.

Schon während des Singens war es mehrmals, als ob man Peitschenknallen vor dem Hause hörte; man achtete nicht darauf und redete sich auch wiederum ein, daß es Täuschung sein müsse. Jetzt, da der Gesang geendet hatte, hörte man rasches und lautes Peitschenknallen; die Pfarrerin öffnete das Fenster und fragte in die Nacht hinaus: „Ist Jemand da?"

„Ja freilich," antwortete eine grobe Stimme.

Die Pfarrerin schloß schnell das Fenster, denn ein eisiger Luftstrom drang herein und die Wangen der Sängerin glühten. Der junge Landwirth wollte nachschauen, wer es sei; aber die sorgliche Pfarrerin

hielt ihn zurück, weil er auch erhitzt sei. Sie schickte die Magd hinab und beklagte unterdeß, daß vielleicht ihr Mann noch heute in solcher Nacht auf den Weg müsse.

Die Magd kam bald wieder und berichtete, es sei ein Fuhrwerk da von der wilden Röttmännin, der Herr Pfarrer solle sogleich zu ihr kommen.

„Ist der Adam da oder ein Knecht?“ fragte der Pfarrer.

„Ein Knecht.“

„Er soll herauf kommen und einstweilen etwas Warmes zu sich nehmen, bis ich fertig bin.“

Die Pfarrerin bat und beschwor ihren Mann, sich doch heute nicht mehr dem bösen Drachen zu lieb in Lebensgefahr zu begeben, es sei ja schon bei Tag in solcher Jahreszeit lebensgefährlich, den weiten Weg nach Röttmannshof zu fahren, wie viel mehr bei Nacht.

„Muß ein Arzt zu einem Kranken und darf nicht nach Wind und Wetter fragen, wie viel mehr ich,“ erwiderte der Pfarrer.

Der Knecht kam in die Stube, der Pfarrer gab ihm ein Glas Grog und fragte: „Steht's so schlimm mit der Röttmännin?“

„Ho! So ſchlimm juſt nicht. Sie kann noch weidlich ſchimpfen und fluchen.“

Nun beſchwor die Pfarrerin ihren Mann abermals, doch zu warten bis es Tag ſei; ſie wolle es vor Gott verantworten, wenn die wilde Röttmännin ohne geiſtlichen Beiſtand aus der Welt gehe. Die Pfarrerin ſchien aber doch ſchon zu wiſſen, daß ihre Einreden nichts helfen, denn während ſie ſo dringend abmahnte, ſchüttete ſie etwas Kirſchengeiſt in ein ſtrohumflochtenes Fläſchchen, holte den großen Schafpelz herbei und ſteckte das Fläſchchen in die Taſche.

Der junge Landwirth wollte den Schwager begleiten, aber dieſer lehnte es ab: „Bleib' du zu Hauſe und geht bald zu Bett,“ ſagte er unter der Thür. „Geht nicht mit, ihr werdet ſonſt heiſer, und ihr ſollt mir während der Feiertage noch viel mit einander vorſingen. Die ſchöne Mozart'ſche Melodie wird mich auf dem Weg begleiten.“

Bruder und Schweſter gingen dennoch mit einander bis vor das Haus, wo der Pfarrer einſtieg; die Pfarrerin wickelte ihm noch die Füße in eine große wollene Decke und ſagte während deſſen zu dem Knechte: „Warum habt ihr einen Schlitten genommen und nicht einen Wagen?“

„Wir haben bei uns oben viel Schnee.“

„Ja, ſo ſeid ihr da oben; ihr denkt nie, wie es anderswo iſt und ob man ſich die Glieder zerbricht auf dem gefrornen Boden. Fahr' nur langſam bis auf Harzeneck. Gebt recht Acht. Otto, ſteig' auf der Otterswanger Höhe lieber aus. Nein, bleib' ſitzen, du erkälteſt dich ſonſt. Behüt' Euch Gott!“

„Gut' Nacht!“ rief noch der Pfarrer; es klang dumpf aus der Vermummung heraus; die Pferde zogen an, der Schlitten ging davon und man hörte ihn noch weit hinaus durch das Dorf poltern und kollern. Bruder und Schweſter gingen in's Haus zurück.

„Ich kann dir nicht ſagen, wie wohl mir's thut, wieder deinen Mann zu ſehen und zu hören,“ ſagte der junge Mann zur Pfarrerin in der Stube, „ich meine, je älter er wird, um ſo deutlicher wird ſeine reine ſchöne Natur, oder iſt es nur an mir, daß ich ihn immer deutlicher ſehe?“

Die Pfarrerin nickte und ſagte: „Ja, du haſt meinen Mann gewiß von Herzen lieb, aber du kannſt dir doch nicht denken, was für eine reine Seele, was für ein heiliges Herz er iſt. Mögen die Leute ſagen, daß er nicht kirchlich genug; er iſt ſelber eine

Kirche. Man wird fromm durch ihn; er braucht weiter gar nichts zu thun, als da zu sein, sein gutes Wesen walten zu lassen; seine Sanftmuth, seine unverwüstliche Liebe und Gerechtigkeit, das macht, daß alle Menschen, wenn sie ihn nur sehen, gut und fromm werden; und so ist's auch in seinen Predigten, da ist jedes Wort Seele, lauter Kern. Eigentlich hat er's gut, die Gemeinheit und die Rohheit begegnet ihm nicht. Der Maler Schwarzmann von hier, der einmal acht Tage bei uns gewesen ist und gesehen hat, wie die vierschrötigen Bauern gegen ihn sind, hat ein gutes Wort von ihm gesagt: unser Pfarrer kann Jeden zwingen, daß er in seiner Gegenwart hochdeutsch denken muß. Es hat mir früher oft wehe gethan, daß ein solcher Mann auf dieser Höhe unter Bauern sein Leben verbringen soll, aber ich habe einsehen gelernt, gerade die höchste Bildung, die wieder einfach ist wie die Bibel, ist da am rechten Ort."

Es läßt sich nicht sagen, ob das Entzücken, mit dem die Schwester sprach, oder das, mit dem der Bruder zuhörte, größer war, so wenig sich sagen läßt, ob für ein gutes Herz das Anschauen eines vollen Glückes oder der Besitz desselben größer ist.

Und es gibt ja ein Glück, das Niemand zu eigen gehört, sondern Allen, die es zu empfinden verstehen, und das ist die Erkenntniß eines reinen Herzens und die Liebe zu ihm.

„Ich weiß jetzt wo er ist," fuhr die Pfarrerin fort, und starrte drein, als sähe sie es vor sich; „jetzt ist er an der großen Hagebuche, und jetzt fahren sie um Harzeneck, da geht immer ein böser Wind. Wickle dich nur gut ein. Ich glaub', daß du die wilde Röttmännin noch bekehrst, ich glaub's; du kannst Alles; und ich glaub', daß du noch den Adam mit der Martina traust und dann bleiben wir doch wieder gern hier."

Der Bruder wagte es kaum, die verzückt Dreinschauende anzureden. Endlich fragte er: „Wer ist denn die wilde Röttmännin und Adam und Martina?"

„Gut, setz' dich her, ich will dir erzählen. Ich könnte ohnedieß keine Ruhe finden, bis ich weiß, daß Otto unter Dach ist."

Drittes Kapitel.

Von den wilden Röttmännern.

„Es gibt noch wilde Menſchen, wahre Unholde hier oben. Von dieſen wilden Röttmännern ließe ſich viel berichten.“

„Erzähle!“

„Es ſind große ungeſchlachte Menſchen, und ſie thun ſich was darauf zu gut, daß man auf viele Geſchlechter zurück Ungeheuerlichkeiten von ihnen erzählt, und da ſie reich ſind, können ſie noch immer derlei ausführen. Der Vater des jetzigen Röttmann, der, zu deſſen Frau Otto eben gerufen wurde, ſoll eine ſo mächtige Stimme gehabt haben, daß ein Landjäger, den er anſchrie, rücklings auf den Boden fiel. Sein Hauptvergnügen beſtand darin, in den Wirthshäuſern, wo er gegeſſen hatte, die zinnernen Teller zu Kugeln zuſammen zu rollen. Der jetzige Röttmannsbauer ſoll beim Tanz immer

ein Dutzend der schweren eisernen Keile, mit denen man das Holz spaltet — sie nennen sie hier zu Lande Speidel — in den langen Rockschößen gehabt haben, damit ihm Alles ausweichen muß und er Raum genug hat zum Tanzen. Tanzen, das war auch seine größte Lust, vier und zwanzig Stunden ohne Aufhören, das war für ihn ein leichtes Spiel, und in den Pausen wurde unaufhörlich getrunken, ein Schoppen nach dem andern. Um aber zu wissen, wie viel er getrunken und zu bezahlen habe, drehte er sich jedesmal mit großer Geschicklichkeit einen Knopf von seiner rothen Weste und zuletzt von seinem Rock ab und löste sie dann am Schlusse beim Wirth wieder ein. Der Alte mit der starken Stimme verbietet ihm einmal, daß er noch am Tage bei einer Hochzeit drüben in Wengern bleibe, er solle vielmehr eine Wiese drunten im Ottenswanger Thal abmähen. Strenge Zucht unter sich haben die Röttmänner immer gehalten. Der gehorsame Sohn folgt also, tanzt die ganze Nacht wie toll; am Morgen kommt der Starkstimmige auf die Wiese und hört Musik. Was ist das? Da mäht Einer und sieht so seltsam aus? Der Starkstimmige kommt näher. Richtig, der Sohn mäht wie befohlen, hat aber eine Traget auf dem Rücken und in der Traget

einen Geiger, der ihm beſtändig vorgeigen muß, und ſo mäht er Wieſe auf und Wieſe ab, bis alles darnieder, und dann tanzt er mit ſeinem Geiger auf dem Rücken wieder hinüber bis Wengern zur Hochzeit. — Man ſagt ſonſt im Sprüchwort: Alles kann geſtohlen werden, nur kein Mühlſtein und kein glühend Eiſen; aber der Speidel-Röttmann hat doch einmal einen Mühlſtein geſtohlen, wenigſtens bei Seite geſchafft. Dem Heidenmüller zum Poſſen wälzt er einmal in einer Nacht einen Mühlſtein den halben Berg hinauf. Der Speidel-Röttmann hatte zwei Söhne, Vinzenz und Adam; der ältere, Vinzenz, war weniger ſtark, aber tückiſch wie ein Luchs, das hatte er von ſeiner Mutter, denn bösartig ſind die Röttmänner nicht, nur ungeberdig wild. Vinzenz ſoll die Holzhauer geplagt haben wie ein wahrer Sklavenhalter. Eines Tages wurde er von einem Baum erſchlagen. Man ſagt, und der frühere Pfarrer behauptete es feſt, die Holzhauer hätten das mit Abſicht gethan. Seit jener Zeit iſt die Röttmännin, die ohnedieß nicht ſehr liebevoller Natur war, zu einem völligen Drachen geworden, der gern die ganze Welt vergiftete. Sie iſt die Einzige, die meinen Mann grimmig haßt, denn ſie will, daß er jeden Sterbenden

zu dem er gerufen wird, frage, ob er nichts zu beichten habe vom Tode ihres Vinzenz. Der Baum, von dem Vinzenz erſchlagen wurde, lag lange unberührt im Walde, da befahl die Röttmännin eines Tages, daß man ihn abzweige. Sie war unverſehens bei den Holzhauern, um ſie zu beobachten und zu behorchen. Sie muß nichts Sicheres gefunden haben. Der Speidel-Röttmann wollte den Stamm, der einer der ſchönſten ſogenannten Holländerbäume war, mit dem Floß rheinabwärts ſchicken; er ſagte: Baum iſt Baum und Geld iſt Geld; warum ſoll der Baum unnütz verderben, weil er den Vinzenz erſchlagen? Die Röttmännin aber war anders geſinnt. Sie ließ aus dem Reiſig einen großen Haufen machen und verbrannte darin die Kleider des Erſchlagenen. So müſſen die in der Hölle verbrennen, die meinen Vinzenz umgebracht haben, ſchrie ſie immer dabei. Sechs Pferde und zehn Ochſen wurden angeſpannt, um den Stamm nach dem Hof zu führen. Es ging nur eine kurze Strecke, denn die Wege ſind nicht dazu, um einen ſo großen Stamm bergauf zu bringen. Er wurde dreifach zerſägt, und nun liegen die Klötze eben im Hof an der Thüre. Die Röttmännin ſagt immer, der Baum wartet, bis man Galgen und

Scheiterhaufen daraus macht, um die Mörder meines Vinzenz zu hängen und zu verbrennen. Oft sitzt sie am Fenster und spricht auf die Klötze, wie wenn sie ihnen was sagen müßte, und sie lacht jedesmal glückselig, wenn ein Fremder darüber stolpert. Sie ließ auch, wie sonst nur bei den Katholischen in unserer Nachbarschaft der Brauch ist, dem Erschlagenen einen Bildstock errichten, drunten am Fußwege, der am Abhange des Hohltobel nach der Heidenmühle führt. Dort, tiefer im Walde, ist der Vinzenz erschlagen worden.

Den einzigen Sohn, der ihr geblieben ist, den Adam, behandelt die Röttmännin härter als ein Stiefkind; man sagt, sie schlage ihn noch wie einen kleinen Jungen, und er lasse sich alles gefallen, und doch hat er sich schon als ächter Röttmann bewiesen und sich einen stolzen Beinamen erworben, denn er heißt in der ganzen Gegend: der Gaul. Er läßt einmal eben ein Pferd beschlagen, wie der Schmied von einem Breisgauer Bauern ein Pferd eintauschen will. Das Pferd ist an einen großen zweiräderigen Karren gespannt, der mit Erbsen beladen ist. Der Breisgauer sagt: solch ein Pferd gibt's gar nicht mehr auf der Welt; das zieht, was drei Pferde ziehen.

„Hoho!“ ſchreit der Adam Röttmann, der daneben ſteht, und das mit der gröbſten Stimme, daß der Breisgauer ſchier über den Haufen fällt und ſich noch glücklich an ſeinem Pferde anlehnt.

„Hoho!“ Ich wette, daß ich den Wagen mitſammt den Erbſen in drei Trageten bis zu der Krone hinuntertrage. Iſt der Handel richtig, wenn ich das fertig bringe?“

„Es gilt,“ ſagt der Breisgauer.

Das Pferd wird abgeſpannt. Adam füllt die Erbſen in einen großen Bettüberzug und trägt ſie richtig nach der Krone; dann nimmt er das Wagengeſtell und trägt es ebenſo, und zuletzt nimmt er die zwei großen Räder eines hüben und eines drüben auf die Schulter und geht damit nach der Krone. Wer iſt ſtärker? Dein Gaul oder ich? fragt er den Breisgauer, und davon hat er den Namen Gaul.

Die Art, wie der Speidel-Röttmann die Heldenthat ſeines Sohnes bekannt machte, zeigt ganz ſein ruhmgieriges Weſen, denn eigentlich iſt er kein böſer Mann, nur ein Großthuer erſten Ranges. Am Tage nach der Gaulsthat Adams war Jahrmarkt in der Stadt, der Schmied von hier trifft den Speidel-Röttmann im Wirthshaus und erzählt ihm

was vorgegangen. Da ſagt der Speidel-Röttmann: erzähl' mir's nicht hier. Ich zahle dir eine Flaſche vom Beſten, wenn du da auf die Straße hinunter gehſt und mir die ganze Geſchichte zum Fenſter herauf-rufſt. Und ſo geſchah es auch. Der Speidel-Röttmann lag breit unterm Fenſter und Alles hörte ſtaunend zu, wie der Schmied die Geſchichte ausrief. Der Speidel-Röttmann hat eigentlich ſeine beſondere Freude an ſeinem Sohn, dem Gaul, aber er darf das vor ſeiner Frau nicht merken laſſen, beſonders ſeit ſieben Jahren nicht.

Dort überm Bachſteg, wir ſehen das Häuschen von unſerm Fenſter, dort wohnt ein Schilder-Drechsler, der Schilder-David genannt. Er iſt ein Ehrenmann, er iſt einer der Aermſten im Dorfe, aber er würde eher verhungern, ehe er jemals etwas geſchenkt nähme. Dabei iſt er ein Schriftgrübler. Bei ihm iſt am längſten Licht im Dorfe und das will für einen armen Mann viel heißen. Er hat eine Bibel, die er ſchon ſechzehnmal vom erſten bis zum letzten Buchſtaben, altes und neues Teſtament, durchgeleſen hat; ich habe die Bibel einmal geſehen, die Blätter ſehen eigenthümlich zerarbeitet aus, denn der David lieſt immer mit den vier Fingern. Auf

dem erſten Blatt der Bibel ſteht immer der Tag verzeichnet, wann er ſie neu begonnen und wann er ſie zu Ende geleſen hat. Die längſte Zeit iſt etwas über zwei Jahre, dreimal hat er ſie ſogar in weniger als einem Jahre durchgeleſen, das war als ſeine drei Töchter auswanderten, dann, als er eine kranke Hand hatte, daß man glaubte, er würde ſie verlieren, und zuletzt das Jahr, in dem ihm ſein Enkel, der kleine Joſeph, geboren wurde. In ſeiner Jugend ſoll er einer der Luſtigſten geweſen ſein, er kennt alle Lieder und hat ſich einmal ein ganzes Klafter Holz erſungen. Er kommt einmal zum Vater des Speidel-Röttmann und will Holz kaufen. Der alte Röttmann iſt eben in guter Laune und ſagt: David, für jedes Lied, das du mir ſingſt, kriegſt du ein Scheit Holz und ich fahre dir's vor's Haus, und richtig! der David ſingt ſo viel Lieder, daß er ſich ein ganzes Klafter Holz erſang. Davon heißt er auch der Klafter-David. Er hört das aber nicht mehr gern.

Die Frau des Schilder-David iſt eine von jenen Naturen, die ihr Lebenlang eigentlich halb ſchlafen, ſie gehen umher, thun ihre Arbeit ordnungsmäßig, aber man hört kein übriges Wort von ihnen, nicht

in Freud, nicht in Leid. Wir haben auffallend viele ſolcher Menſchen hier. Dazu iſt die Frau des Schilder-David ſeit einigen Jahren faſt ſtocktaub. Sie hatten fünf Töchter, lauter große, ſtattliche Geſtalten, und ſchon als ſie noch klein waren, aber ſtramm und kräftig, ſagte der Schilder-David immer: die ſind für auf's Waſſer, das heißt, für die Auswanderung nach Amerika; und in der That, vier von ſeinen Töchtern ſind nach Amerika, zwei mit ihren Männern und zwei ledig, die ſich jetzt auch drüben verheirathet haben; eine iſt vor Kurzem geſtorben, aber den andern geht es gut, und doch kann der Schilder-David die Sehnſucht nach ſeinen Kindern nicht verwinden und jetzt ſagt er oft: das Amerika, das iſt ein neuer Drache, der uns die Kinder wegnimmt. — Es wäre doch das Natürlichſte, daß er auch auswanderte, er hat's hier hart, aber er kann nicht fort, und jetzt will er nun gar nicht mehr.

Die jüngſte Tochter des Schilder-David, Martina, war immer der beſondere Stolz des Vaters, denn ſie war die Erſte in der Schule. Du glaubſt gar nicht, was das einem Kinde auf dem Dorfe für einen Charakter gibt; namentlich ein Mädchen kriegt da einen gewiſſen Stolz, eine Ehrenhaltung vor ſich,

und Alles ordnet sich unter, noch bis in die älteren Jahre hinein. Sie war ein braves, feines Kind. Wenn sie zum Confirmandenunterricht kam, hat sie mit äußerster Sorgfalt die Schuhe am Besen abgerieben, und auch die Andern angehalten, sich sauber zu machen, um Treppe und Zimmer rein zu lassen, und sie und ihre Gespielen haben sich's nicht nehmen lassen und haben vor der Confirmation die ganze Kirche gescheuert. Als sie vor dem Altar stand, sie war über die Jahre entwickelt, ich habe nie was Schöneres gesehen, und eine Frömmigkeit lag wie eine Glorie auf ihrem Gesicht. Sie ist oft zu uns in's Haus gekommen. Mein Mann hatte seine besondere Freude an dem Kinde, und er erzählte mir, wie er am Tage nach der Confirmation Martina auf dem Felde getroffen und sie sagte: es sei ihr jetzt, als wäre sie aus der Heimath fortgeschickt worden. Sie wurde auch bald fortgeschickt. Sie war sechzehn Jahre alt, als sie zu dem wilden Röttmann in Dienst trat. Der Röttmann gibt guten Lohn, und er muß, denn es hält's Niemand ein Jahr lang bei seiner Frau aus. Martina war aber zwei Jahre dort . . .

Plötzlich wurde die Pfarrerin in ihrer Erzählung

unterbrochen, ein seltsames Rollengeklingel ging durch das Dorf.

„Was ist das?“ fragte Eduard.

„Das ist der Eselstrupp aus der Heidenmühle. Der Fahrweg nach der Mühle ist sehr weit, aber die Esel tragen Korn und Mehl bergauf und bergab den schmalen Fußweg. Ich hätte gern der Toni durch den Knecht etwas sagen lassen; aber jetzt ist's zu spät.“

Erst nach wiederholter Aufforderung des Bruders fuhr die Pfarrerin in ihrer Erzählung fort:

Viertes Kapitel.

Martina's Heimkehr.

Am Samstag Mittag vor Johanni saß eine Frauengestalt ganz in sich zusammengekauert hinter einem Felsen, der jäh abspringt in den Bach, dort, wo die Schwallung angelegt ist. Da kommt die Näherin Leegart — so sagt man hier für Luitgart — daher, sie will sich auf dem Heimweg von der Heidenmühle den Ort ansehen, von wo sie einmal irre gegangen.

Die Näherin ist voll von Aberglauben, aber Niemand spricht mehr dagegen als sie. Wie sie nun an jenem Samstag an den Felsen kommt und die Gestalt sieht, schreit sie laut auf. Da kauert etwas am hellen Tag wie ein Gespenst. Es ist Martina, sie richtet sich auf und schaut die Leegart an und klagt, sie habe sich tödten wollen, sie müsse aber leben um ihres Kindes willen; wenn das auf der

Welt sei, wolle sie sterben. Leegart verspricht ihr schnell, zu Gevatter zu stehen, denn sie haben hier den Glauben, daß ein Kind, dem man vor der Geburt die Gevatterschaft versprochen, glücklich zur Welt komme, und wenn es auch todt zur Welt komme, gleich selig sei. Die Leegart läßt nicht ab, sie tröstet und redet zu und bringt Martina in's Dorf.

Es war am Nachmittag; ich saß mit meinem Mann im Garten, da hören wir drüben über'm Bach ein Jammergeschrei, das durch Mark und Bein schüttert, und kaum sind wir aus der Laube, da kommt die Leegart todtenblaß herbeigestürzt: „Herr Pfarrer, gehen Sie um Gotteswillen schnell zum Schilder-David, der Schilder-David will die Martina umbringen."

Ich will mit, mein Mann heißt mich zurückbleiben; er geht schnell. Die Leegart sinkt fast um, ich kann ihr glücklicherweise noch von unserm Kaffee geben, und sie erzählt, daß die Martina zu Fall gekommen. Als der David, der eben vor seinem Hause Holz spaltete, sie sah, habe er die Axt erhoben und seiner Tochter gerade das Hirn spalten wollen. Herbeigeeilte Nachbarn entwanden ihm die Axt, und jetzt stellte er sich vor die Hausthür und schwur,

Martina zu erdroſſeln, wenn ſie über ſeine Schwelle käme. Martina fiel vor der Schwelle nieder. Frauen brachten ſie in's Haus, und als ſie in die Stube trat und ihren Confirmandenſchein ſah, der an der Wand unter Glas und Rahmen hing, da that ſie einen Schrei, ſo laut, ſo durchdringend, daß wir ihn bis hier herauf hörten; ſie fiel in Ohnmacht nieder. Man erweckte ſie, der David aber rief immer: „Bringt ſie nicht wieder zum Leben, denn ich ſchaffe ſie doch hinaus. Herr Gott! Herr Gott! Mach' mich blind, verflucht ſeien meine Augen. Der Drache hat mir meine anderen Kinder geraubt, und jetzt, jetzt ....“

Er ſtürzte auf Martina los. Es gelang, ihn zu bändigen, und Leegart eilte meinen Mann zu rufen. Wir warteten lange, bis mein Mann wieder kam. Er brachte den David mit, er führte ihn am Arme und David ging ſtolpernd wie ein Blinder; er hatte den Hut tief in die Stirn gedrückt und ſagte immer: „Herr Pfarrer, ja, ich bitte, ſperrt mich ein, ich bin ſonſt meiner nicht Herr. Mein Kind, mein beſtes Kind, mein einziges Kind! Sie iſt meine Krone geweſen, wie Sie es ihr in den Confirmandenſpruch geſetzt haben, und ſo ... Herr Gott, was willſt du mit mir, daß du mich ſo heimſuchſt? Es

ſoll nicht ſein, ich ſoll nicht unbeſchwert dahingehen! O, Herr Pfarrer, wenn man einem Kinde zuſieht eſſen, wie's ihm ſchmeckt, es ſchmeckt ſiebenmal beſſer, als wenn man ſelber ißt. O, wie lang pflegt man ſo ein Kind und freut ſich, daß es ſtark wird und wächst, und das und jenes ſagt, was geſcheit und gut iſt, und freut ſich, wenn es aus der Schule kommt und etwas gelernt hat, und freut ſich, wenn es driſcht, wenn es Holz ſammelt und wenn es ſingt, und da kommt auf Einmal ein Menſch und verwüſtet das Alles. Meine andern Kinder ſind ausgewandert und ſie leben und ich habe nichts davon; meine Martina iſt daheim geblieben, ſie lebt vor meinen Augen und iſt mehr als todt. Wenn ein Kind rechtſchaffen iſt, iſt man doppelt glückſelig, aber doppelt und tauſendfach unglückſelig kann Einen ein ſchlechtes Kind machen. Ich denke mir das Hirn aus und kann's nicht finden — und kann's nicht finden, wo ich's verfehlt, und es muß doch ſein, und mein guter Name . . ."

Er ſah mich jetzt, und laut ſchluchzend faſt zuſammenbrechend rief er: „Frau Pfarrerin, und Sie haben ſie auch immer ſo lieb gehabt! Sie hat mir den Todesſtoß gegeben, ich ſpür's."

Die Füße trugen ihn kaum. Wir brachten ihn in die Stube, und dort saß er gewiß eine Stunde lang wie leblos; er hielt die Hand vor das Gesicht und die Thränen quollen zwischen den Fingern hervor.

Endlich richtete er sich auf, streckte und reckte sich und sagte: „Gott vergelte Ihnen Alles, Herr Pfarrer. Da, meine Hand; ich will kein ehrliches Grab haben, wenn ich meiner Martina — — — —“ er wurde wieder von einem Thränenstrom unterbrochen, da er den Namen nannte — „wenn ich meiner Martina irgend ein Leid zufüge, sei es mit Wort oder That. Gott hat mich gestraft durch sie, ich muß ein schwerer Sünder sein. Ich war zu stolz auf meine Kinder und auf sie, ja gerade besonders auf sie, und sie ist jetzt auch armselig genug. Ich will mich nicht weiter versündigen.“

Mein Mann wollte ihn wieder heimbegleiten, er lehnte es ab.

„Ich muß lernen, mit diesem Schandfleck allein über die Straße gehen. Ich bin zu stolz gewesen. Mein Haupt ist gebeugt, bis ich in die Grube fahre. Nochmals tausend Dank. Gott vergelt's!“

Der ehemals stolz aufrecht gehende Mann schlich jetzt wie eine Jammergestalt heimwärts. Erst jetzt

konnte mir mein Mann erzählen, wie Gräßliches er erlebt.

Die Leute haben mir aber ſpäter berichtet, daß mein Mann eine Geduld und Sanftmuth ohne Gleichen gegen den Schilder-David übte. Denn dieſer hätte gern Alles zerriſſen und ſchrie immer: „Ich bin Hiob! Strecke deine Hand herunter, Herr Gott, und reiß mir die Zunge aus dem Rachen; ich muß fluchen, fluchen auf die ganze Welt. Es gibt keine Gerechtigkeit; keine im Himmel und keine auf Erden.“

Es gelang meinem Mann, ihn zu beruhigen; als aber der Schilder-David fort war — ſo ermattet, ſo todtmüde habe ich meinen Mann nie geſehen, wie damals.

Die Leegart hat ihr Wort gehalten und hat Gevatter geſtanden bei dem kleinen Joſeph, und Vater Adam kam zur Taufe in's Dorf. Er wollte, daß der Schilder-David ihn durch's Dorf begleite, damit die Welt ſehe, wie er zu ihm halte. Der Schilder-David ging aber nicht mit ihm. Zu Hauſe ſoll es Adam haben ſchwer büßen müſſen, daß er es wagte, in's Dorf zu gehen, und er wird ſeitdem bewacht und gefangen gehalten wie ein Verbrecher, denn die alte

Röttmännin hat willfährige Spione in Lohn und Brod. Dafür ist sie nicht geizig.

Der Schilder-David war ein fleißiger Kirchgänger, aber nach der Geburt des unerwünschten Enkelchens ging er gewiß zwei Monate lang nicht in die Kirche; wenn es zur Kirche läutete, klagte er immer auf's Neue, daß er vor Schimpf nicht in die Kirche gehen könne. Wenn's aber Niemand sah, trug er das Enkelchen gern in der Stube herum.

Der Knabe scheint es ihm wahrhaft angethan zu haben. Er trug das Kind umher und wartete es wie eine Mutter. Stundenlang konnte man ihn am Feierabend und des Sonntags drüben am Gartenzaun stehen sehen, und Großvater und Enkel starrten in das Feld und in den Bachsturz, der hinter dem Hause herabfällt, ja der Alte gewöhnte sich dem Kinde zulieb das beständige Rauchen ab, während er sonst die Pfeife nicht aus dem Munde brachte, und als der Knabe laufen konnte, war er sein beständiger Kamerad und führte ihn an der Hand. Wenn das Kind mit andern Kindern spielt und den Großvater sieht, läuft es von allen Spielen fort und geht nicht mehr von der Seite des Großvaters. Ja, wenn ein Kind so leicht zu verderben wäre, der

David hätte es mit ſeiner Eitelkeit verdorben, denn er lebt faſt ganz von dem Rufe ſeines Enkelchens; tagtäglich erzählt er eine der Klugreden, die der kleine Joſeph gethan, und wie geſcheit er dem Knaben die Zunge löſen könne. So ehrlich der David iſt, er weiß nicht mehr, daß er dem Kinde Vieles andichtet, was nicht aus ihm ſelber kommt, und dann ſetzt er immer gern hinzu: ja, wenn wir nur ſchon zwanzig Jahre älter wären, da wird man im ganzen Land davon reden, was mein Joſeph iſt. — Ich habe vor Kurzem etwas gehört, das von eigenthümlichem Nachdenken des Knaben Zeugniß gibt. Es war am ſelben Tage in der Nachbarſchaft ein Kind geſtorben und ein Kind zur Welt gekommen, und der kleine Joſeph ſagte: nicht wahr, Großvater, wenn man geboren wird, da ſchläft man im Himmel ein und wacht auf der Erde auf, und wenn man ſtirbt, da ſchläft man auf der Erde ein und wacht im Himmel auf?

Der kleine Joſeph iſt aber auch beſtändig dabei, wenn ſich der Großvater mit ſeinen Nachbarn beſpricht, und da hört er von allerlei Lebensverhältniſſen und Zerwürfniſſen und kennt die ganze geheime Geſchichte des Dorfes.

„Warum erzählst du nicht von Martina?“ unterbrach hier der Zuhörer die Pfarrerin.

„Da ist nicht viel zu berichten, sie lebt still und emsig, hilfreich, wo irgend in einem Hause Noth ist, spricht kein übriges Wort und ist ihrem Vater mit unbeschreiblicher Liebe unterthan und er vergilt ihr das am besten in der Liebe, die er dem kleinen Joseph widmet.“

„Und Vater Adam, der Gaul, was thut denn der?“

„Der lebt auch still für sich, und wie gesagt; er wird von seinen Eltern auf dem Hofe fast wie ein Gefangener gehalten. Er läßt sich's gefallen, und glaubt genug gethan zu haben, daß er beständig dabei bleibt: wenn er die Martina nicht bekäme, heirathe er gar nicht. Natürlich, daß die Eltern Alles aufbieten, ihn von Martina frei zu machen. Es sind ihr schon glänzende Anerbietungen gestellt, sehr annehmbare Freier in's Haus geschickt worden, und der alte Röttmann will sie ausstatten; aber sie hört nicht darauf, und ihre beständige Entgegnung ist: „Ich könnte einen andern Mann kriegen, ja wohl, wenn ich wollte; aber mein Joseph könnte keinen andern Vater kriegen, wenn er auch wollte.“

Beſonders ein Vetter der Martina, ein wohlhabender Schuhmacher, der als Junggeſelle lebt, ſcheint nicht heirathen zu wollen, bis er gewiß iſt, daß die Martina ihn nicht nimmt. Man heißt ihn hier im Dorf den Häſpele, und ich weiß jetzt in der That ſeinen wirklichen Namen nicht. An Feierabenden haſpelt er den Mädchen das Garn, das ſie geſponnen haben, und darum heißt er Häſpele. Er iſt ein gutmüthiger Menſch, der jedes Jahr den Faſtnachtshanſel ſpielt, von einer Faſtnacht zur andern ununterbrochen fort. Wo man ihn ſieht, ſpielt man das ganze Jahr Faſtnacht mit ihm, und er geht gleich darauf ein; ſeine Mienen und ſeine Reden haben etwas ſo Komiſches, daß man nicht mehr weiß, macht er Spaß oder Ernſt, wie er denn meiſt eine rothe Naſe hat, die für geſchminkt gelten kann. Er hat die Martina von Herzen lieb, und ſie ihn auch, aber eben nicht anders, als alle Mädchen im Dorfe ihn leiden mögen; zum Heirathen wird er nie kommen, es denkt Niemand daran, daß man den Häſpele auch heirathen könne. . . .

„Gottlob," unterbrach ſich hier die Pfarrerin, „jetzt iſt mein Mann bald unter Dach, wenn ihm, was Gott verhüte, nicht ein Unglück paſſirt iſt. Es

wäre die schönste Weihnachtsfeier, mir das liebste Geschenk, wenn er die Röttmännin noch bekehren könnte, der Speidel-Röttmann gibt dann von selbst nach. Dann bleiben wir, wenn's nicht anders ist, auch wieder gern hier. Denn die Geschichte mit Martina und Adam hat endlich den Ausschlag gegeben, daß mein Mann sich von hier weggemeldet hat. Die wilden Röttmänner lassen nicht ab, und eben morgen soll Alles fertig werden, daß der Adam sich mit des Heidenmüllers Toni verlobt. Das Mädchen ist das einzige aus einer angesehenen Familie, das er kriegen kann. Sie hat eine junge Stiefmutter bekommen, und nun will sie aus dem Haus und wenn sie in die Hölle müßte. Der Heidenmüller und der Röttmann, diese beiden Familien sind die angesehensten, oder was eben so viel ist, die reichsten in unserer Pfarrgemeinde. Ich muß selber sagen, ich möchte das nicht mit erleben, den Adam mit des Heidenmüllers Toni zur Kirche gehen zu sehen. Es ist entsetzlich für meinen Mann, da oben stehen zu müssen und sein innerstes Herz vor den Menschen ausschütten, Heiligkeit und Güte und Treue predigen, und zu wissen, da unten sitzen Menschen und sie sitzen in den vordersten Kirchenstühlen, du kannst das Auge

nicht von ihnen wenden, und ihnen ist Alles, was du sagst, nichts als leere Worte.

Horch jetzt ruft der Wächter zwölf. Jetzt ist Otto gewiß unter Dach und ich weiß, er bewirkt Gutes. Jetzt wollen wir auch schlafen gehen."

Fünftes Kapitel.

Der Tag ist trüb.

Martina blieb die ganze Nacht so unruhig als spürte sie's, daß eben jetzt ein rechtschaffenes Herz ihre ganze Lebensgeschichte auferweckt hätte. Sie war so voll Ungeduld, daß sie immer aufspringen wollte, hinaus in die Welt, um plötzlich ihr Leben zu ändern. Als läge es in ihrer Hand, das zu vollführen. Die Hähne krähten immer lauter, und da und dort hörte man auch eine Kuh schreien, einen Hund bellen. Es muß bald Tag sein.

Martina stand auf und heizte die Stube, dann zündete sie noch ein Feuer auf dem Herde an. Man muß heute die Morgensuppe besonders gut kochen, die Näherin Leegart kommt ja heute früh, der Joseph kriegt eine neue grüne Manchesterjacke. Auf dem Tisch lag noch die Schiefertafel, da hat der kleine Joseph gestern Abend einen riesig großen Mann hingezeichnet,

entſetzlich anzuſchauen, und doch hat das Kind geſagt: „Das iſt mein Vater.“ Es war Martina gar ſeltſam, da ſie jetzt die Figur auf der Tafel wegwiſchte. Könnte ſie's nur auch wegwiſchen, daß ſie dem Kinde vom Vater erzählt, noch geſtern Abend beim Einſchlafen, und ihm verſprochen hatte, der Vater komme heute; das iſt's ja, darum hat das Kind heute Nacht dreimal gerufen: iſt noch nicht Tag?

Martina ſtarrte lang in das helllodernde Feuer und ohne daß ſie es wußte, ſang ſie:

Treue Liebe brennt von Herzen,
Treue Liebe brennet heiß,
O wie muß das Herze lachen,
Das von keiner Untreu weiß.

Komm ich Morgens auf die Gaſſen,
Seh'n mir's alle Leute an,
Meine Augen ſtehn voll Waſſer,
Weil ich dich nicht laſſen kann.

Als Martina mit dem Kübel unter dem Arm die Thür öffnete, kam ihr ein heftiger, eiſig kalter Windſtrom entgegen, ſie heftete das rothe Tuch feſter, mit dem ſie Kopf und Hals umwickelt hatte, und ging nach dem Brunnen.

Der Tag ist kalt, die Röhrbrunnen sind zugefroren, nur der Schöpfbrunnen bei der Kirche hat noch fließendes Wasser. Eine große Schaar von Mädchen und Frauen umsteht das Brunnengeländer, und wenn Eines beim Uebergießen Wasser aus dem Eimer verschüttet, ist großes Geschrei, denn das Wasser gefriert alsbald, und man kann auf dem Glatteis kaum mehr stehen. Die Frühsonne blinzt einen Augenblick in's Thal, es muß ihr aber nicht gefallen, denn sie versteckt sich schnell wieder hinter den Wolken. Die Matten und Aecker stehen hellglitzernd im Morgenreif, das ist ein trauriger Anblick, es erfriert ja Alles ohne die schützende Schneedecke. Nur auf den Bergen liegen dichte Schneebreiten.

„Gottlob, werdet sehen, die Wolken bringen heute rechtschaffenen Schnee."

„Es wäre dem Feld zu gönnen, es ist ja ein Jammer, wie Alles gelb wird."

„Wir haben Weihnachten noch immer Schnee gehabt und zu Neujahr Schlittenbahn," so hieß es hin und her am Brunnen. Die Worte der Redenden spielten als leise Wölkchen von ihrem Munde.

„Ist's wahr," fragte eine ältere Frau die herzutretende Martina, „ist's wahr, daß der Pfarrer

heute Nacht zu deiner Schwiegermutter geholt worden iſt?“

„Ich glaub', dein Schwiegervater wird den Baum, der den Vinzenz erſchlagen, gern zu Brettern verſägen und einen Sarg für ſeinen Hausteufel draus machen.“

„Und gut wär's, wenn ſie einmal abzöge, dann kannſt du deinen Gaul kriegen.“

„Und wirſt zahme Röttmännin.“

„Ich ließe die Alte zu Tod beten. Der Schneider von Knuslingen weiß ein Gebet, mit dem man einen zu Tod beten kann.“

„Nein, die mußt zu Tod fluchen.“

So hieß es wieder in lebendiger Wechſelrede. Martina, die den vollen Kübel auf den Kopf gehoben hatte, ſagte nur: „Redet nicht ſo gottlos, es iſt ja heut' der heilig Abend.“

Sie ging langſam heimwärts, als wenn die Worte, die noch hinter ihr fielen, ſie noch aufhielten, und es ward ihr heiß, da ſie denken mußte, daß der kleine Joſeph vielleicht geahnt hat, was in der Ferne vorgeht und darum ſo unruhig war. Sie hatte Adam vorgeworfen, daß er nicht auch leide, und er machte vielleicht in derſelben Stunde das ſchwerſte Leid durch, das einem Menſchenkind auferlegt ſein

kann: was das Liebſte auf Erden ſein muß, ſcheiden zu ſehen mit quälender Bitterkeit in der Seele.

Die am Brunnen verblieben waren, hatten gar keine Eile mehr, ſie ſtanden auf ihre vollen Kübel gelehnt, ja Manche mit dem Kübel auf dem Kopf und ſprachen von Martina.

„Martina möchte jetzt gern in's Pfarrhaus.“

„Und ſie iſt nicht geſcheit. Der alte Röttmann hat ihr ſchon zweitauſend Gulden anbieten laſſen, wenn ſie den Vater von ihrem Kind frei gibt. Aber ſie will nicht.“

„Und der alte Schilder-David will auch nicht.“

„Guten Morgen, Häſpele!“ hieß es plötzlich, „was machen deine Hühner? Sind ſie alle wohl auf?“

„Iſt es denn wahr, daß dein Hahn ſpaniſch kräht? Verſtehſt du denn das?“

So wurde die einzige Männergeſtalt begrüßt, die mit einem Kübel zum Brunnen kam. Es war Häſpele. Er trug ein weißlich-graues geſtricktes Wamms, und hatte auf dem Kopfe eine bunte Zipfelmütze, unter der ein ſpaßbereites, allzeit zum Lächeln erbötiges Geſicht in die Welt hineinſchaute.

„Die Martina iſt eben dageweſen, ſie wird gleich wieder kommen,“ rief eine Frau im Abgehen.

Häſpele lächelte dankend.

Häſpele mußte warten, bis Alle vor ihm Waſſer hatten; er wartete gern und war noch ſo gutmüthig, Allen aufzuhelfen. Eben als er auch für ſich eingeſchöpft hatte, kam auch Martina wieder, ſie halfen nun einander gegenſeitig auf und gingen eine gute Strecke mit einander, denn Häſpele mußte vor dem Hauſe der Martina vorüber nach dem ſeinigen. Unterwegs berichtete ihm Martina, daß der Pfarrer heute Nacht zur Röttmännin geholt worden und noch nicht wieder zurück ſei. Sie konnte ſich nicht enthalten, ihre Hoffnung auszuſprechen, daß der Pfarrer vielleicht das harte Herz erweicht; aber Häſpele ſagte: „O glaub' das nicht! Eher wird der Wolf, der jetzt hier in der Gegend umgeht, in meine Stube kommen und ſich von mir anbinden laſſen wie meine Geis, ehe die Röttmännin nachgibt. Ich habe dir ja Alles erzählt wie's geweſen iſt, als ich vor acht Tagen deinem Adam die neuen Stiefel gebracht habe, und ich habe dir's ja ſchon ausgerichtet, er kommt heute ganz gewiß. Ich glaub's aber ſelbſt, wie die Reden gehen, daß du ihn frei gibſt."

Martina antwortete nicht, aber vor der Thür ihres Hauſes blieb ſie plötzlich ſtehen und ſagte: „Schau', da kommt der Pfarrer heim."

Drüben auf dem Fahrweg, denn das Haus der Martina lag jenſeits über dem Bachſtege, fuhr eben langſam ein offener Schlitten die Straße herauf. Ein Mann, tief in einen Pelzmantel gehüllt, die Pelzmütze weit über's Geſicht gezogen, ſaß neben dem Fuhrmann, der luſtig rauchte und jetzt mit der Peitſche grüßend nach Martina herüber winkte. Es war ein Knecht vom Röttmannshof, ſie kannte ihn. Sie dankte mit der Hand und ging in's Haus, Häſpele ebenfalls heimwärts.

Als Martina die Thür zumachen wollte, rief eine Frauenſtimme: „Laß auf; ich will auch noch hinein.“

„Guten Morgen, Leegart! Iſt recht, daß du ſo bald kommſt,“ ſagte Martina, und die Näherin, die trotz des Winters in Pantoffeln mit hohen Abſätzen ging, half ihr das Waſſer abſtellen, wofür ſich Martina ſehr bedankte. Das thut die Leegart nicht Jedem, man darf ſich etwas darauf einbilden, wenn ſie Einem in irgend etwas hilft, was nicht zur Näherei gehört; es iſt ſchon Gunſt genug, daß ſie noch vor Weihnachten einen Tag in's Haus kommt, denn ſie iſt viel erwünſcht von allen Frauen der ganzen Umgegend, und wo ſie auf Arbeit

hinkommt, ist sie eine besonders geehrte Person. Das zeigte sich jetzt auch, wie ihr Martina die Stubenthür weit öffnete und sie einließ; hier wurde ihr aber ein schlechter Willkomm, denn der kleine Joseph rief: „O weh, die Leegart!“

Sechstes Kapitel.

Wie ein Dorfpfarrer zu Hof befohlen wird.

Die Pfarrerin ſtand ſchon lang am Fenſter und ſchaute durch die Scheiben; nur von dem einen Eckfenſter konnte man die Gegend überſchauen, die andern Fenſter waren durch eine vorgebaute, ſpitzgieblige Scheune verdeckt, die ein Bauer, dem früheren Pfarrer zum Poſſen, gerade hier hin gebaut und mit ungewöhnlich hohem Dach verſehen hatte, um dem Pfarrer die Ausſicht zu rauben. Jetzt, da man einen braven Pfarrer hatte, konnte man die Scheune nicht mehr abtragen. Die Pfarrerin konnte aber auch an dem freien Fenſter nicht weit ſehen, denn das war heute ein Tag, der eigentlich nur Dämmerung iſt zwiſchen der einen Nacht und der andern; die Sonne ſchimmerte nur wie ein zerfloſſener gelber Fleck durch die dichte Wolke, die ſich weit über die ganze Gegend gelagert hatte. Als die Pfarrerin den Schlitten ſchon

ganz nah herankommen ſah, nickte ſie nur, öffnete aber das Fenſter nicht, ſie blieb wie feſtgebannt am Fenſter ſtehen. Sie wäre gern hinabgeeilt, um ihren Mann willkommen zu heißen, aber ſie wußte, ihrem Manne waren alle heftigen und öffentlichen Gemüthsäußerungen zuwider; er hatte etwas kindlich Verſchämtes, und namentlich war ihm jede Empfangs- und Abſchiedsfeierlichkeit zuwider.

Die Pfarrerin hatte die Magd ſchnell hinabgeſchickt, und durch einen Tritt auf die Schnalle am Stubenboden öffnete ſie die Hausthür. Um doch etwas thun zu können, ſtellte ſie die Taſſe und das Brod nochmals zurecht, obgleich es ganz in der Ordnung bereit ſtand; ſie hob die gewärmten Pantoffeln auf, die am Ofen ſtanden, und ſtellte ſie verkehrt wieder hin; ſie nahm den Keſſel mit ſiedendem Waſſer aus der Ofenröhre und goß noch friſch zu. Es war heimelich warm in der Stube; man wohnt nicht umſonſt mitten in den Waldbergen.

„Guten Morgen, Lina!“ ſagte der Pfarrer, endlich eintretend. „Gottlob, Gottlob, daß ich wieder daheim bin.“ Er zog den Pelzmantel ab, es ging ſchwer, die Pfarrerin half nach.

„Schläft Eduard noch?“

„Nein, er iſt auf die Jagd. Ich habe ihn dir entgegen geſchickt. Haſt du ihn nicht getroffen?“

„Nein.“

Die Stubenluft ſchien dem Pfarrer doch zu eng, er öffnete das Fenſter, ſtand eine Weile vor demſelben und ſagte: „Es iſt gut, daß du nicht daran dachteſt, daß man in der ganzen Gegend nach dem Wolf fahndet, der ſich umhertreibt; du hätteſt dir gewiß eingeredet, das Ungeheuer verſchlingt mich.“

„Komm, ſetz' dich und erwärme dich,“ entgegnete die Pfarrerin und ſchenkte den dampfenden Kaffee ein. „Komm, ich will dir die Taſſe halten, deine Finger ſind ja ſo ſteif, daß du ſie nicht faſſen kannſt. Nimm nur ein Paar Schluck. Was war's denn, daß du mitten in der Nacht zur wilden Röttmännin geholt wurdeſt? Nein, nein, trink' nur, es hat Zeit mir zu antworten. Ich kann warten.“

„Lina,“ ſagte der Pfarrer, und ein ſeltſames Lächeln ſtand auf ſeinem feinen Geſichte, „Lina, ſei ſtolz! Ich muß einer der berühmteſten Unterhaltungsmenſchen ſein. Ah! der Kaffee thut gut. Denke nur, Lina! Es war gerad ein Uhr, es ſchlug eben drüben in Wengern, als ich auf dem Röttmannshof ankam. Der Empfang war ſehr lärmend. Man drängte ſich

mit lautem Willkommsgruß um mich und wollte mich nicht absteigen lassen. Die guten Leute hatten in der Nacht alle Hofhunde losgelassen, es war ja nicht nöthig sie anzubinden, wenn der Pfarrer kam; die guten Leute sind des schönen Glaubens, daß das Wort Gottes auch bissige Hunde in der Nacht bannen könne. Es dauerte eine geraume Weile, ehe ich absteigen konnte, die Hunde mußten alle vorher an die Ketten gelegt werden. Schenk' mir noch einmal ein, der Kaffee ist sehr gut."

„Und wie ging's weiter?" fragte die Pfarrerin.

Der Pfarrer sah sie eine Weile lächelnd an, dann fuhr er fort: „Bis an die Kniee tief liegt oben der Schnee, er hat wenigstens das Gute, daß er sauber ist, er macht uns nur so heimtückisch naß. Ich komme glücklich über bescheiden verhüllte Sägklötze ins Haus, und es war sehr freundlich von den Pfützen, daß sie zugefroren waren. Wo ist der Röttmann? frage ich. Er liegt im Bett. — Ist er auch schwer krank? — Nein, er schläft. — So? Man läßt mich zu der sterbenskranken Frau rufen und der Mann legt sich schlafen? Schöne, gemüthliche Welt das! Gut, ich komme zur Kranken ins Zimmer. Gottlob, daß Ihr da seid, Herr Pfarrer. — Wie? Ist das die Stimme

einer Sterbenden? Ich frage, warum man mich mitten in der Nacht habe rufen laſſen. Ach, guter Herr Pfarrer, ſagt die Röttmännin, Sie ſind ſo gut, ſo ſeelengut, und können ſo getreu mit Einem reden und berichten, daß Einem ganz wohl dabei wird und man ganz vergißt, daß man ſo ſchwer krank. Ich liege jetzt ſchon die ſiebente Nacht und kann faſt kein Auge zuthun, und die Langeweile plagt mich, ich kann's gar nicht ſagen. Ich mein', die Stunden wollen gar nicht herumgehen, und da habe ich nach Euch geſchickt. Herr Pfarrer, Ihr ſeid ja ſo gut, Ihr ſollet auch ein bisle mit mir reden. Mein Mann darf gar nichts davon wiſſen, daß ich nach Euch geſchickt habe, er gönnt mir nichts Gutes, er geht fort, ſo oft er kann, und wenn er daheim iſt, redet er kaum ein paar Worte mit mir; es wäre ihm am liebſten, wenn ich vor langer Zeit ſterben möcht', und mein Einziger, mein Adam, der thut gar, als ob ich ſchon nicht mehr da wäre. O, Herr Pfarrer! Wenn man ſo daliegen muß, Tag und Nacht auf dem einſamen Hof, und kann nichts ſchaffen, jeder Tag iſt eine Ewigkeit lang und jede Nacht noch dreimal mehr. Wenn mein Vinzenz noch lebte, der ſäße Tag und Nacht bei mir, der allein hat mit mir reden können,

ſo kann's kein Menſch mehr. So, guter Herr Pfarrer, jetzt ſetzt Euch ein bisle her zu mir und redet auch was. Wollt Ihr nicht einen guten Schluck Wachholder-Branntwein? Das erwärmt, das müſſet Ihr nehmen, nein, das dürft Ihr mir nicht abſchlagen. Kätherle, lang' die grüne Flaſche dort herunter, die hinterſte, und ſchenk' dem Herrn Pfarrer ein. — Wie meinſt du, Lina, wie mir zu Muthe war, als ich die Frau das Alles in geläufigem Redefluß vorbringen hörte?"

„Ich hätte an mich halten müſſen, den frechen Teufel nicht zu verfluchen. Entſetzlich! Zerrt dich in der kalten Decembernacht aus dem Haus über ſchneeige Berge."

„Und wo noch dazu ein Wolf umgeht," ſchaltete der Pfarrer ein.

„Laß mich mit deinem Wolf," fuhr die Pfarrerin heftig fort, „dieſe Röttmännin iſt der ſchändlichſte Wolf. Du haſt ihr doch deine Meinung geſagt?"

„Allerdings. Und dir gegenüber darf ich doch eitel ſein? Ich kann dir ſagen, nie in meinem Leben war ich zufriedener mit mir. Ich mußte faſt lachen über dieſe ſo überaus kindliche Rückſichtsloſigkeit. Kinder ſind ja auch ſo, ſie denken nur an ſich und durchaus nicht an die Opfer, die ſie von Andern

verlangen. Sage was du willſt, es lag eine gewiſſe Unſchuld in dem Thun der Röttmännin, ſie denkt nur an ſich und weiß nicht, was ſie thut. Ich habe ihr natürlich nicht verhehlt, daß das etwas ſehr willkürlich über die Nachtruhe Anderer verfügen heißt, und wie ich nicht eben geſchmeichelt bin, daß ſie meine Unterhaltung ſo hoch anſchlägt und mich zu Hof befiehlt und mir noch einen Hofwagen ſchickt. Indeß, da ich einmal da war und der Schlaf einmal gebrochen, unterhielt ich ſie, ſo weit meine Unterhaltungsgabe reicht, und ſie ſelber that auch das ihrige, ſie erzählte gut oder eigentlich bös, denn das Liebſte war ihr, recht ſchlimme Streiche der Menſchen zu erzählen und wie nichtsnutzig die jetzige Welt ſei, und immer wieder ſagte ſie: wenn ich ſterbe, bitte ich Gott um die einzige Gnade, er ſoll mich ein Zeichen geben laſſen, wer meinen Vinzenz umgebracht hat, daß man die Mörder und wenn's das halbe Dorf iſt, hängen und verbrennen kann. Du weißt, wenn ſie auf dieſes Thema kommt, iſt ſie im höchſten Grade erfinderiſch. Ich habe aber die Beweiſe, daß ſie auch den Vinzenz nicht liebte, ſo lang er am Leben war. Jetzt redet ſie ſich eine ſchwärmeriſche Liebe ein, als ob er alle ihre Liebe

mit in's Grab genommen, denn es iſt kein Herz ſo böſe, daß es nicht nach einem Grunde ſeiner Bitterkeit ſucht und etwas zu lieben glaubt, um deſſenwillen alles Andere vernichtet werden ſoll. Ich redete ihr nun in's Gewiſſen, daß es wohl anſtehe, einen Todten zu lieben, aber für einen Todten könne man nichts mehr thun, ſondern nur für die Lebenden; ſie ſolle nur endlich nachgiebig ſein gegen Adam und Martina. Ich ſchilderte ihr die Freude, die ſie an dem Enkelchen haben werde. Ich ſuchte ihr einzureden, daß ſie mich nur deßwegen habe kommen laſſen, ſie habe ſich nur geſcheut, mir das offen zu bekennen. Aber — ich glaube in der That, daß ein Wolf in der Gegend herumſchwärmen muß, — dieſes Heulen, in das jetzt die Röttmännin ausbrach, muß ſie von einem Wolf gelernt haben; es ſchauerte mir durch Mark und Bein und ich meinte, ſie vergeht jetzt, ſie kann keinen Athem mehr finden vor Wuth; ſie kratzte mit ihren Nägeln die Wand und ſank zurück, ſchnell aber erhob ſie ſich und rief: ich dank' dir Gott, lieber Gott, ich dank' dir, laß mich nur noch leben, nur noch lang, meinetwegen ſo, daß ich nicht aufſtehen kann, aber rufen kann ich, rufen, und bis zu meinem letzten Athem will ich rufen: ich leid's

nicht, ich leid's nicht, daß so eine Bettelmannstochter, die meinen Adam verführt hat, Röttmännin wird. Warum gibt's denn keine Menschen mehr, die so ein nichtsnutziges Wesen mitsammt ihrem Kind aus der Welt schaffen? So sind die Pfarrer, so sind sie jetzt, die Faulenzer, die Schwarzröcke; es ist keine Gottesfurcht mehr, die Pfarrer selber wollen, daß Schlechtigkeit und Verführung noch mit Gutem belohnt werde. Mit dem Strohkranz sollte sie vor der Kirche stehen und Buße thun. Aber da herauf soll sie nie, und wenn unser Herrgott vom Himmel herunterkommt, und wenn er tausend solche, solche ..... scheinheilige Pfarrer schickt, und wenn sie mir den Hals zudrehen, schreie ich noch: ich leid's nicht, und heute, heute noch muß es fertig werden. —

Von dem Geschrei der Röttmännin erweckt, war Vater und Sohn herbeigekommen, und der Alte that eigentlich so, als ob ich mich in's Haus gedrängt hätte, und gab mir deutlich zu verstehen, er lasse seiner Frau nichts geschehen, der Schilder-David könne schicken, wen er wolle. Der Adam stand still, faltete die Hände und sah flehend zu mir auf. Ich hätte es dem Gaul nie zugetraut, daß er so barmherzig dreinschauen könne. Ich kam mir vor wie ein

Menſchenkind, das in Märchenzeiten zu Dämonen geholt wurde, um ihnen Beiſtand zu leiſten. Iſt das eine Welt? Sind das die Menſchen, denen ich jetzt bald zehn Jahre das Evangelium der Liebe predige? Jedes Wort, das ich reden wollte, erſtarrte mir auf der Lippe. Ich befahl nur, daß man ſogleich wieder einſpanne, ich wolle heim. Man hörte mich nicht. Adam ſagte endlich: ich fahre Euch heim, Herr Pfarrer. Verzeiht Allen.

Nein! ſchrie die Alte, er darf nicht mit. Halt ihn feſt, Chriſtoph. Er iſt im Stande und läßt ſich gleich mit ſeiner Schilder-Drechslerin trauen. — Der Vater befahl Adam dazubleiben. Und nun ſchwur er ſeiner Frau und legte dabei die Hand auf die Bibel, die ich aufgeſchlagen hatte — mir war's entſetzlich, daß dieſer Menſch auf dieſes Buch ſchwören durfte — er ſchwur hoch und heilig, daß er noch heute die Verlobung Adams mit des Heidenmüllers Toni abſchließe.

Wie ich aus dem Hauſe gekommen, ich weiß es kaum mehr, ich rief dem Knechte, der mich geholt hatte, ich gehe ein Stück voraus, er ſolle mit dem Fuhrwerk bald nachkommen. Ich ging im beginnenden Morgendämmern den Bergwald hinab,

mir war's, als entflöhe ich einer Höhle, drin Dämonen hauſen. Ich glaube nicht, daß ich mich geirrt habe, mir begegnete der Wolf, das Thier blieb eine Weile ſtehen, ſchaute nach mir um, wie ſich beſinnend, und ging dann ruhig waldein. Ich kann nicht leugnen, ich ſtand zitternd da, und nie in meinem Leben fühlte ich eine ſolche Kälte als in dieſem Augenblick; es war auch entſetzlich kalt, und es war unklug von mir, vorauszugehen. Der Knecht mit dem Fuhrwerk kommt lange nicht. Die Schelme ſind es wohl im Stande und ſchicken mir gar keins und laſſen mich zu Fuß heimgehen. Ich kehrte nochmals um, und Zorn und Bitterkeit machten mir heiß. Nicht weit von dem Hofe begegnete mir der Knecht, der gemächlich daher fuhr, und glücklicherweiſe fand ich jetzt den Kirſchengeiſt, den du mir mitgegeben. Die Stunde, die ich in halbwachem Zuſtande hierher fuhr, ich kann dir nicht ſagen, was mir da Alles durch die Seele ging. König Salomo und Jeſus Sirach haben viel berichtet, was ein böſes Weib iſt; ich kann ihnen jetzt noch mit einem guten Poſten aushelfen. Aber liebes Herz, was wäre die Güte, die Menſchenliebe, die ſich nie an böſen Menſchen erprobte? Dennoch bin ich froh, daß ich mich von hier

abgemeldet habe: die fünfziger Jahre, in die ich nun bald trete, bedürfen einer ruhigern Arbeit, ich habe in meiner Jugend hartes Holz genug gebohrt; und wenn ich meine Stelle darüber verliere, dabei bleibe ich feſt: ich traue den Adam nur mit der Martina."

Aufathmend und ſich eine Thräne aus dem Auge wiſchend, ſagte die Pfarrerin: „Ja, es wird gut ſein, wenn wir in eine andere Gegend kommen, zu Menſchen milderer Sitten, die auch mehr erkennen, was du biſt."

„Vergiß nicht," entgegnete der Pfarrer, „daß wenn wir auch hier viel mit Rohheit kämpfen müſſen, wir auch gute Menſchen haben. In unſerm neuen Beſtimmungsorte wird es auch gute und böſe Menſchen geben und Arbeit genug. Jetzt aber, ich bin entſetzlich müde. Vor elf Uhr bin ich für Niemand da. Ich will jetzt ſchlafen, halte Ruhe. Gute Nacht oder guten Morgen! Wenn ich wieder aufſtehe, iſt ein Jahr vorüber ſeit dieſer Röttmänniſchen Nacht."

Der Pfarrer ging nach der Kammer, die geſchickterweiſe durch denſelben Stubenofen geheizt wurde, denn der Ofen ſtand in der Wand. Bald war's ſtille wie um Mitternacht im Hauſe. Die Pfarrerin ging immer auf den Zehen umher, und über das Vogelbauer hing

sie ein Tuch, damit der Vogel schweige. Den lärmend zudringlichen Bettlern draußen, den Sperlingen und Goldammern, gab sie heute zum zweitenmale ihr Frühstück. Der Wind nahm schnell die Brodstückchen mit fort, die sie auf das Fenstersims legte; die Hungrigen schienen aber doch ihre Nahrung zu finden, denn sie flogen still davon, als wüßten sie's, daß der Pfarrer nicht geweckt werden dürfe. Die Pfarrerin saß mit ihrer Stickerei am Fenster und ermahnte jeden Daherkommenden mit bedeutsamen Winken zur Ruhe und Stille; sie sah die willkommenste Erscheinung auf dem Lande, den Postboten, gegen das Haus kommen und ging ihm, damit er nicht klingle, rasch vor's Haus entgegen, empfing mehrere Pakete aus der Residenz von Eltern und Geschwistern; sie öffnete die Pakete nicht, ihr Mann sollte auch dabei sein und die Freude der Ueberraschung haben. Von den Briefen war keiner an sie selbst gerichtet, einer trug das Siegel des Dekanatamtes.

Siebentes Kapitel.

Beim Schilder-David.

„O weh! die Leegart!“ hatte der kleine Joseph gerufen, und der Großvater gab ihm dafür eine Tüchtige hinter's Ohr. Der Knabe schrie, der Großvater zankte, und die Mutter schrie und zankte zugleich, denn der Großvater duldete es nicht, daß sie den Knaben mit einem guten Wort beschwichtigte, und die Leegart sagte mit weisem, allerdings etwas näselndem Tone: „Das ist ja schrecklich, was ich da für einen Empfang bekomme! Ich sollte nur gleich wieder umkehren; man könnte abergläubisch sein. Aber nur um Gotteswillen keinen Aberglauben! Das ist das Schrecklichste auf der Welt; da plagen sich die Menschen mit Sachen herum, die gar nicht da sind, und man hat schon Plage genug mit Sachen, die wirklich da sind. Nein, ich bleib'. Guten Morgen,

Joſeph! ſag' ſchön guten Morgen! So, ſo, gib mir die Hand."

„Der Bub hat heute Nacht nicht geſchlafen und weiß nicht, was er redet," ſuchte Martina zu entſchuldigen.

„Braucht keine Entſchuldigung, es wird weiter nichts davon geredet," ſagte Leegart und legte ihre Scheere mit dem großen und dem kleinen Griff, daneben eine kleine Scheere, Nadelzeug und Wachsſtock, alles auf dem Paradekiſſen, worin ein ſchwerer Backſtein eingehüllt war, auf den Tiſch. Hiermit hatte ſie Beſitz ergriffen vom Hauſe, und ſie regierte es, wie von feſtem Thron herab, denn ſie ſtand den ganzen Tag nicht mehr auf. Bevor ſie ſich indeß niederließ, ging ſie in die Kammer und kam um einen Rock verſchmälert wieder zurück, denn ſie ließ ſich nur ſehr ſauber gekleidet auf der Straße ſehen, wollte aber ihren guten Rock nicht verſitzen. Sie rückte ſich beim Wiedereintritt den Tiſch bequemlich zurecht, ſetzte ſich, und Martina rückte ihr den Schemel unter die Füße, und nun gab Leegart ihre Befehle kurz und klar, und ſo ſagte ſie jetzt: „Martina, bring' das Eſſen."

Martina brachte den Haferbrei, ſtellte ihn auf

den Tisch. Joseph betete vor, und aus der Auswahl seiner Gebete heute das kürzeste:

Speis' Gott, tränk' Gott alle armen Kind,
Die auf Erden sind. Amen.

Joseph hatte seine Thränen getrocknet, er saß zwischen Großvater und Großmutter, und nach dem Gebete war es nun still und ruhig am Tisch. Jeder schöpfte sich mit seinem Löffel aus der Pfanne und es gab gar keine Grenzstreitigkeiten.

In der Stube war Alles sauber, wenn auch ärmlich und eng. An der Ofenwand, gerade über dem großen alten Stuhl, war ein Nagel mit einem messingenen Kopfe eingeschlagen, da hatte einst der Confirmandenspruch der Martina gehangen; jetzt ist der Nagel leer, nie wird etwas daran gehängt. Martina schaute nicht gern dort hinauf, und David hatte strengen Befehl gegeben, daß man den Nagel nicht ausziehe.

Das Haupt des Hauses, der Schilder-David, ist ein Mann in vorgerückten Jahren, es läßt sich aber nicht gut erkennen, wie alt er sein mag. Er hat dichte, schneeweiße und kurzgehaltene Haare auf dem Kopfe, und von den Schläfen rings um das Gesicht läuft ein schneeweißer, etwas flockiger Bart. Das

Geſicht aber hat noch etwas jugendlich Friſches, zumal die tief blauen Augen, die mit den ſchwarzen Brauen faſt fremd darin erſcheinen.

Die Frau des Schilder-David iſt ebenfalls eine große ſchlanke Geſtalt, von ihrem Geſicht kann man aber wenig ſehen. Sie hat beſtändig mit dicken Tüchern das ganze Geſicht verbunden, und wenn ſie ſpricht, merkt man an ihren mühſam hervorgebrachten Lauten, daß ſie ſich ſelber nicht hört.

Die Näherin Leegart iſt eine feine, blaſſe, faſt vornehme Erſcheinung, ſchon bei Jahren, aber man ſieht ihr noch immer die Spuren ehemaliger beſonderer Schönheit an; dabei trägt ſie ſich immer leicht und fein. Die ſchwarztuchene Jacke iſt nur oben am Hals zugeknöpft, von da an iſt ſie frei und offen und zeigt einen breiten, ſchneeweißen Bruſtlatz. Wer es nicht weiß, merkt es kaum, daß ſie bisweilen eine kleine Priſe nimmt; man ſieht ihre Doſe nie, und ſie nimmt die Priſe ſo ſchnell und zierlich, daß ſie kaum mit den Fingern die feingeſchnitzelte Naſe berührt.

Der kleine Joſeph, man ſollte es nicht glauben, daß er vor wenigen Wochen erſt ſechs Jahre alt geworden iſt; man ſchätzt ihn leicht drei Jahre älter.

Derb und mächtig in Gliedern, was man hier zu Lande einen vollmastigen Jungen nennt, ein wilder blonder Krauskopf, zu dem sich aber die dunkeln Augen mit breiten Brauen — es sind die Augen der Mutter — seltsam ausnehmen. Der kleine Joseph ist der eigentliche Mittelpunkt des Hauses, und man merkt's schon daran, daß sein alberner Willkommsgruß fast Alles aus der Ordnung brachte.

Man schwieg geraume Zeit bei dem Essen. Leegart berichtete indessen, daß der Pfarrer heute Nacht zur Röttmännin geholt worden sei.

„Wir reden nicht von der Röttmännin," sagte der Schilder-David, und warf dabei einen bedeutsamen Blick auf die Leegart und wieder auf den Joseph.

Man stand vom Tisch auf. Joseph wurde das Maaß zur Jacke genommen, dann wurden mit Kreide die Linien auf den grünen Manchester gezeichnet, und die große Scheere der Leegart schnitt mit jenem eigenthümlichen, auf dem Tische nachsurrenden Tone das Zeug zur Jacke zurecht.

„Bleib' du heute daheim, die Mühle ist zugefroren," sagte der Schilder-David zu Joseph und ging nach seiner Werkstätte. Diese war auf einem

Speicher der untern Sägmühle in einem kleinen Verschlage. Hier stand eine Drehbank mit einem Riemen an einer Walze, die an das Triebrad in der untern Mühle befestigt war, und die Wasserkraft, die das große Werk trieb, drehte auch die Welle, an der David die Uhrenschilder verfertigte.

Der kleine Joseph stand wie verstoßen da, als der Großvater ganz gegen seine Gewohnheit so allein fortgegangen war. Sonst hatte er den Joseph immer bei sich, der ihm den Windofen mit Spänen heizte, die unfertigen Bretter zutrug und die fertigen wieder abnahm und schön ordnete. Die Mutter nahm den Knaben mit in die Küche, und hier fragte sie: „Joseph, was ist denn mit dir? Warum hast du denn so bös gerufen: o weh, die Leegart? Sie ist ja so gut, ist deine Gevatterin und macht dir eine so schöne Jacke?“

Joseph schwieg.

Ein Kind weiß kaum mehr, was es vor wenigen Minuten gethan hat, und nun gar der Fortsetzungen und Folgerungen in seinen Gedanken ist es sich nicht bewußt und kann sie darum nicht darlegen. Seine Aussprüche sind fast wie Vogelgesang, ohne Rhythmus, aber doch aus einem verborgenen Leben kommend.

Nach einer Weile begann Joſeph von ſelbſt: „Mutter, kommt denn der Vater heute nicht? Du haſt's ja geſagt.“

„Er kommt, er kommt gewiß,“ antwortete Martina und ſeufzte tief. Jetzt ward es ihr erſt deutlich, warum Joſeph „o weh, die Leegart“ gerufen hatte. Als ſie dieſer die Thüre weit aufgemacht, hatte Joſeph gewiß geglaubt, der Vater komme, und darum hatte er den böſen Ausruf gethan, weil es eine andere Perſon war als der Vater. Immer weiter ſprach Joſeph, wie ihn der Vater auf's Pferd nehmen und wie er ihm ein eigenes Pferd ſchenken müſſe.

Martina hätte gern das Sinnen des Kindes vom Vater abgelenkt, aber es gelang nicht. Sie hatte in ihrer Herzensbedrängniß zu oft von ihm erzählt; was ſie ſich ſelber ſagen wollte, hatte ſie oft an das Kind hingeſprochen, und nun war das halbklare Sinnen und Denken des Kindes ganz auf den Vater gerichtet. Es hatte ſich die abenteuerlichſten Vorſtellungen von ihm gemacht und immer wieder gefragt, warum denn die Großeltern den Vater ſo plagen und ihn nicht heimkommen ließen.

„Welchen Weg kommt der Vater heute?“ fragte Joſeph.

„Ich weiß nicht.“

„Ja, du weißt's, sag's, du mußt's sagen,“ klagte weinend der kleine Joseph. Und die Mutter erwiderte, ihn an sich ziehend: „Sei still, ganz still, daß Niemand davon hört. Wenn du ganz still bist, sag ich dir's.“

Der Knabe schluckte die Thränen gewaltsam hinab, und die Mutter erzählte ihm nun, was für schöne Sachen er zu Weihnachten bekomme, und fragte ihn aus, was er sich noch wünsche. Der Knabe wünschte sich weiter nichts als ein Pferd. Die Leute hatten ihm gesagt, daß sein Vater vierzehn Pferde im Stalle habe, und alle Ablenkung half nichts, da war er mit seinen Gedanken wieder beim Vater und wiederholte: „Sag', welchen Weg kommt er?“

Leise erwiderte die Mutter: „Du darfst keiner Menschenseele ein Wort davon sagen, daß der Vater heut' kommt. Gib mir die Hand darauf, keiner Menschenseele!“ Der Knabe gab der Mutter die Hand und schaute sie mit den verweinten Augen groß an.

Martina schwieg. Sie glaubte, daß der Knabe beruhigt sei, aber dieser fragte wieder mit halsstarriger Festigkeit: „Welchen Weg kommt er denn? Sag's!“

„Es gibt verſchiedene Wege, ich mein', er kommt den Hohltobel herauf. Jetzt iſt's aber genug. Kein Wort mehr. Geh', hol' mir Tannzapfen von der Bühne herunter." Der Knabe ging, das Befohlene zu holen, und die Mutter dachte ſtill lächelnd: „Das wird ein ganzer Mann, wenn der einmal was will, läßt er nicht davon ab."

Sie ging mit dem Knaben in die Stube, aber die Leegart ſagte: „Schick' den Joſeph fort, man kann ja gar nichts reden vor dem Kind."

„Joſeph, geh zum Häſpele, ſieh zu, er macht dir neue Stiefel," ſagte die Mutter. Joſeph wollte nicht gehen, aber er wurde mit Gewalt zum Hauſe hinausgeſchoben. Da ſtand der Knabe trotzig und ſagte: „Wenn der Vater kommt, ſag' ich ihm Alles. Ich ſoll nirgends ſein, nicht beim Großvater und nicht daheim." Er ging indeß doch zum Häſpele und war dort munter und guter Dinge; denn der Häſpele liebte den Knaben, und wenn dieſer an dem Spielzeug, das er ihm gab, keine Freude mehr fand, hatte er ein ergiebiges Geſpräch.

Seit bald einem Jahre verſprach er dem Joſeph beſtändig, daß er ihm einen Hund ſchenke, und nun war Joſeph auch ſehr erfinderiſch, wie der Hund

ausſehen und was er für Kunſtſtücke können müſſe. Häſpele behielt dabei den guten Vorwand, daß er lange zu ſuchen habe, bis er einen ſolchen Hund finde, der bald groß und bald klein, bald vier weiße Füße haben, bald ganz braun, bald ein Wolfshund, bald ein Spitz ſein ſollte.

Unterdeſſen beredete ſich Leegart mit Martina und fand es unbegreiflich, daß Martina ſich nicht erkundigte, ob ihre Todfeindin nicht endlich aus der Welt ſei. Sie ſolle im Pfarrhaus fragen, wie's mit der Röttmännin ſtände.

„Du weißt ja," ſagte Martina, „daß mich der Pfarrer vordem gern im Hauſe geſehen hat, aber ſeitdem nicht mehr. Ich kann ohne Ausrede nicht hingehen, wenn er da iſt."

„Gut, ſo geh heim in mein Haus, auf meiner Kommode am Spiegel in der porzellanenen Suppenſchüſſel liegen drei Nachthauben, die gehören der Pfarrerin; bring' ſie ihr von mir, und da wirſt du dann ſchon hören, wie es iſt."

Martina that, wie ihr geheißen.

Achtes Kapitel.

Warm und wohl im Pfarrhauſe.

Kann es für ſolch eine Frau, wie die Röttmännin, auch ein heiliges Feſt geben? Kann es eine Menſchenſeele geben, und ſie muß aus der Welt gehen und hat nie jenen Wonneſchauer empfunden, der das eigne Leben und das Leben der Menſchheit zur Glückſeligkeit macht? Daß es ſolche Menſchen gibt, das wirft einen Schatten auf die Welt und läßt Niemand vollkommen froh werden.

So überlegte die Pfarrerin hin und her, als ſie am Fenſter ſaß. Sie verſcheuchte aber bald alle Schatten, und in ihrer Seele war's wie der helle Morgen eines unendlichen Feſttages, der ein Strahl aus der Ewigkeit iſt. Sie ſtand auf und ging wie ein glückſeliger ſtiller Geiſt im Hauſe umher. Die kommenden Feſttage, und dazu der Gedanke, daß ſie auch ihren Bruder bei ſich habe, warfen einen

Glanz und eine Freudigkeit auf ihr ganzes Weſen, daß ſie Alles anlächelte, und während ſie dem Bruder, der hungrig von der Jagd kommen werde, ein gutes Frühſtück bereit ſtellte, lächelte ſie dem Schinken, der Butter und den Eiern zu, als müßte ſie ihnen danken, daß ſie die brave Eigenſchaft haben, die Menſchen zu nähren und zu kräftigen. Die Speiſen können nicht Rede und Antwort geben, aber die Magd ſpürt es, daß die Pfarrerin gern vom Bruder hört, und ſie ſagt:

„Der Herr Bruder iſt ein ſchöner feiner Herr. Wie er geſtern Abend gekommen iſt, hab' ich gemeint, es wär' der Prinz, der vorigen Winter hier durch auf die Jagd gefahren iſt.“ Die Magd wiſchte ſich dabei das Geſicht mit der Schürze ab, um ſich auch ſchön zu machen. „Ich bin nur froh, daß wir die Gans geſchlachtet haben,“ ſetzte ſie hinzu, und liebäugelte mit der vor dem Küchenfenſter Hängenden.

Bruder Eduard kam ſchon gegen zehn Uhr wieder heim. Die Pfarrerin bedeutete ihm, daß der Pfarrer ſchliefe, und er ſtellte ſein Jagdgewehr ſo leiſe in die Ecke, als wäre es von Baumwolle. Die Pfarrerin freute ſich des Jägerappetits, ſetzte ſich mit ihrer Stickerei zum Bruder und erzählte

ihm von den Begegniſſen des Pfarrers. Der Bruder dagegen berichtete, daß er nichts geſchoſſen, denn er ſei, wie er feſt glaube, dem Wolf auf der Fährte geweſen; bei einer Schlucht habe er ſie indeß verloren, da er es nicht wagen konnte, allein da hinabzuſteigen. Er war bis zur Heidenmühle gekommen, und er ſchilderte mit wahrem Entzücken die großartige und ſchauerliche Landſchaft, wie da die Waſſerſtürze gefroren ſeien und ganze Felſen wie feingeſchliffene Spiegel glitzerten. Je ſchauerlicher der Bruder die Landſchaft ſchilderte, um ſo behaglicher war's jetzt in der Stube, und ſo ſtill und wohlig, wie ſich die Wärme in der Stube ausbreitete, ſprachen Bruder und Schweſter mit einander; der Pendelſchlag der Uhr und das Kniſtern des Holzes im Ofen war lauter als ihre Rede. Draußen fielen einige Schneeflocken langſam und gemächlich herab, wie erſt zum Spiel ſich behaglich wiegend, und in der Stube war's zwiefach heimelich.

„Ich muß dir doch auch noch ein Abenteuer berichten," nahm Eduard wieder auf.

„Willſt du nicht warten bis mein Mann aufwacht, damit du nicht zweimal erzählen mußt?"

„Nein, ich erzähl's nur dir, und du mußt mir

Verſchwiegenheit geloben. — Ich ſtehe nicht weit von der Heidenmühle hinter einem Buſch auf Anſtand, ich denke, der Wolf kommt doch noch wieder; da ſehe ich zwei Mädchen des Weges daher kommen, ſie bleiben nicht weit von meinem Verſtecke ſtehen, und das eine Mädchen ſagt: ſo will ich dir hier Ade ſagen, ich danke dir für deine Gutheit, meine Mutter im Himmel wird dir's vergelten, aber es iſt vorbei, ich muß. O lieber Gott, warum iſt's denn nicht mehr wahr, daß man von einem böſen Weib in einen Raben verzaubert werden kann? Ich wollt', ich wäre der Rabe, der da fliegt, dann könnte ich fortfliegen und brauchte nicht da hinauf in die rothe Hölle. Schau, der Schnee ſchmilzt von meinen Thränen, die darauf fallen, aber das böſe Herz ſchmilzt nicht, und mein Vater iſt ganz verwandelt. — Sie konnte vor Weinen nicht weiter reden, und die Andere ging von dannen. Die Weinende kehrte nach der Mühle zurück; ich hielt mich nicht, ich trat ihr in den Weg, ich bereute es faſt, es lag ein großer Schmerz auf dem jugendlich ſchönen, friſchen Antlitze, ich hätte ihr gern einen Troſt geſagt, aber ich wußte nicht, was ich vorbringen ſollte, ich ſagte ihr nur einfach guten Tag; ſie ſah mich groß an, ſtand

einen Augenblick still verwundert, dann ging sie ihres Weges."

„Das ist des Heidenmüllers Toni," ergänzte die Pfarrerin, „ein herzig gutes Mädchen, sie soll Braut werden mit Adam Röttmann."

„Entsetzlich!" schaltete der junge Landwirth ein.

„Ja wohl entsetzlich. Die Toni ist das einzige Kind des Heidenmüllers. Sie hatte eine brave Mutter; so lang die lebte, war die Heidenmühle das erste Ehrenhaus unserer Gemeinde und Schutz und Zuflucht aller Armen. Die kleine Toni ging bis vor vier Jahren täglich den gut anderthalb Stunden weiten Weg in die Schule, und im Winter kam sie auf einem Esel daher geritten. Solch ein Kind, das Jahrelang täglich allein den weiten Weg durch das Felsenthal und den Wald macht, muß sinnig und reich an Beobachtungen werden; natürlich nur, wenn es geweckten Geistes ist, denn es gehen auch viele dumpf dahin, und wissen nichts von sich und nichts von der Welt. Die kleine Toni aber war ein aufgewecktes Kind, und man hörte sie oft im Walde ihre Sprüche laut hersagen und ihre Lieder singen. Sie hat eine wunderbar schöne Stimme. Nun starb vor zwei Jahren ihre Mutter, und der Vormund, der für das Kind

dem Vater beigegeben wird, ist der Rößlewirth von Wengern, und bald darauf heirathet dessen Schwester den Heidenmüller; bei der hat nun das arme Kind keine gute Stunde mehr, und der Vormund ist der Bruder der Stiefmutter, und so wird es kommen, daß die Toni den Adam Röttmann heirathet."

Plötzlich fuhr die Pfarrerin auf, sich unterbrechend: „Ei, ei! Da muß die Hausthür offen geblieben sein, ich höre Jemand die Treppe heraufkommen."

„St! Still! Ruhe!" beschwichtigte sie und öffnete die Thür. „Ei du bist's, Martina? Komm herein, aber ruhig, der Herr Pfarrer schläft. Was bringst du denn?"

„Einen schönen Gruß von der Leegart und hier schickt sie die Hauben."

„Warum kommt sie nicht selbst?"

„Sie ist bei uns und macht meinem Joseph heut' eine neue Jacke."

„Du putzest den Joseph zu sehr auf, du verdirbst ihn," sagte die Pfarrerin.

„Die Leegart nimmt keinen Lohn von mir," sagte Martina, scheu sich wendend, und in diesem Augenblick fiel ihr das rothe Tuch, mit dem sie den Kopf verhüllt hatte, in den Nacken. Der junge Mann

betrachtete forſchenden Blickes das ſchöne länglichvolle Antlitz mit den großen dunkelbraunen Augen. Martina ſpürte den Blick und ſchlug die Augen nieder, wie gebannt. Sie taſtete an der Thür hin und her nach der Klinke, als wäre ſie im Finſtern. Die Pfarrerin folgte ihr indeß aus der Stube und ſagte:

„Du möchteſt wohl wiſſen, wie es der Röttmännin geht? Es geht ihr ſo, wie ſie iſt, bös. Sie hat heut' in der Nacht den Herrn rufen laſſen, ſie iſt aber gar nicht ſchwer krank, im Gegentheil."

„Gott iſt mein Zeuge, ich wünſche nicht ihren Tod," betheuerte Martina und legte beide Hände auf die Bruſt.

„Ich glaub' dir's. Der Herr hat auch einen ſchweren Streit mit ihr gehabt, er bleibt aber dabei, er traut den Adam mit Niemand anders, als mit dir. Ich will dir alles ein andermal erzählen," ſchloß die Pfarrerin und wollte nach der Stube. Martina aber ſagte weinend:

„O liebe Frau Pfarrerin, mein Joſeph, ich weiß gar nicht, was mit dem Buben ſeit ein paar Tagen iſt; er redet und denkt gar nichts Anderes, als vom Vater. Ich muß ihm davon erzählen, bis er einſchläft, und Morgens iſt wieder ſein erſtes Wort

der Vater. In die Schule, das hat er geſchworen, geht er nicht mehr; ſie ſchimpfen ihn dort das Füllen, weil man ſeinen Vater den Gaul heißt," fügte Martina unter Weinen lachend hinzu, und ſelbſt die Pfarrerin konnte nicht anders als lachen; ſie ſchloß aber ſchnell:

„Ich kann mich jetzt nicht bei dir aufhalten, das iſt mein jüngſter Bruder, der zu Beſuch gekommen iſt. Sei recht ſtark gegen deinen Joſeph, das ganze Dorf hat das Kind verwöhnt. Komm in den Feiertagen einmal herüber. Mach' die Hausthür leiſe zu."

Martina ging ſchweren Schrittes heimwärts und in ihr ſang es wieder:

Komm ich Morgens auf die Gaſſen,
Seh'n mir's alle Leute an,
Meine Augen ſteh'n voll Waſſer,
Weil ich dich nicht laſſen kann.

Die Pfarrerin war indeß wieder in die Stube zurückgekehrt, und Bruder Eduard bekundete, daß er nicht nur für Landſchaftsbilder, ſondern auch für menſchliche Wohlgeſtalt ein ſcharfes Auge habe. Er ſprach ſein herzliches Bedauern aus, daß eine ſolche Erſcheinung in Noth und Elend verkümmern müſſe.

„Ja," ſetzte die Pfarrerin hinzu, „wie du das Mädchen jetzt ſiehſt, hätteſt du ſie ein Jahr nach ihrem Fall kaum mehr gekannt, ſie ſah zum Sterben hinfällig aus. Man erzählt, ein Wort der Leegart habe ſie aufgerichtet, denn dieſe ſagte: gräm' dich nicht ſo ab, ſonſt ſagen die Leute, er hat Recht, daß er ſo eine verbuttete ſitzen läßt. Und dieſe Zurede und das Gedeihen des Joſeph gaben Martina wieder neues Leben."

Während die Pfarrerin mit dem Bruder ſprach und ihm eifrig zuhörte, horchte ſie dabei doch immer nach der Kammer. Jetzt vernahm ſie, daß der Pfarrer aufgeſtanden war, er ſummte die Weiſe, die ſie geſtern Abend mit Eduard geſungen, und ſchnell ſetzte ſie ſich an das Klavier und ſang mit dem Bruder abermals:

Laß Glück, laß Schmerz uns theilen.

Der Pfarrer kam freudig lächelnd in die Stube.

Der Pfarrer mußte indeß in ſeinen Schlaf hinein doch Manches gehört haben, denn er ſagte nach einer Weile:

„Lina, die Martina iſt vorhin da geweſen. Ich muß bitten, daß es bei meiner Anordnung bleibe, daß ſie nicht in unſerm Haus aus- und eingeht."

„Sie sind doch sonst so mild," wagte Eduard einzuwerfen.

„Mag sein, aber das schließt die Strenge nicht aus, wo sie nothwendig ist. Wer sich verfehlt hat, mag sich still bessern, aber die Bevorzugung, im Pfarrhause heimisch zu sein, gehört ihm nicht mehr. Es ist der Verderb aller Humanität, wenn man sie zur weichlichen Strafloſigkeit werden läßt."

Die sonst so sanften Mienen des Pfarrers waren bei diesen Worten streng und scharf. Bald setzte er indeß hinzu:

„Eduard, gib mir noch eine von deinen Cigarren."

Die Drei saßen wieder behaglich beisammen.

Neuntes Kapitel.

Brautfahrt und Flucht.

Auf Röttmannshof wußte man nichts von Mozartſchen Harmonien; ja ſeit bald ſieben Jahren, ſeit Martina hier gedient, hatte man hier kein Lied vernommen. Sonſt aber ging's hoch her im Hauſe; da war ein ewiges Braten und Schmoren, und wenn man gegen das Haus kam, bekam man immer einen Fettgeruch, und wer von Röttmannshof kam, hatte noch immer einen Schmalzduft an ſich. Man ſagt, es rieche ſo ſchmalzig um Röttmannshof herum, weil die alte Röttmännin ganze Töpfe erſtickten Schmalzes jedes Jahr auf den Weg gießen laſſe. Sie läßt es lieber erſticken und zur Ungenießbarkeit verderben, ehe ſie es einem Armen ſchenkt. Gearbeitet wurde eben nicht viel auf dem Hofe, denn der Holzbauer hat den Vortheil, daß ihm ſein Beſitzthum im Schlafe zuwächst, eigentlich ohne Arbeit.

Das Haus nahm sich seltsam aus in der schneeigen Landschaft. Es war um und um gegen die Unbilden des Wetters mit Schindeln verschient, die brandroth angestrichen sind. Es ist da ein Wohnen, wie im Feuer.

An diesem Morgen ging's wild her auf Röttmannshof, und nichts ist häßlicher, als wenn ein Morgen mit wüstem Lärm beginnt. Was müssen das für Menschen sein, die aus dem Schlaf sich erhebend alsbald in heiliger Frühe in lärmendes Schelten und Zanken ausbrechen, die darin fortfahren, als gäbe es gar keinen Schlaf, kein stilles Selbstvergessen des Menschen auf Erden, das ihn das Leben am Morgen wieder neu beginnen läßt?

War die alte Röttmännin schon damals, als sie noch schlafen konnte, immer morgens aufgestanden, als ginge es jetzt zum Vernichtungskrieg, so war jetzt, da sie an Schlaflosigkeit litt, ihre Unruhe kaum zu ertragen; sie regierte von ihrem Krankenlager aus mit doppelter Strenge, und unbegreiflich blieb's, wie sie dieses ewige Hetzen, diese ruhelose wilde Jagd aushielt.

„Ich bin gesund, ich gehe selber mit, und wenn ich sterbe, meinetwegen, wenn ich nur das noch fertig

gebracht habe. Geht hinaus, ihr Männer, ich ziehe mich ordentlich an; jetzt, an diesem Morgen muß es fertig werden mit des Heidenmüllers Toni. Was stehst du so lahm da, Adam? Sei froh, daß ich dir helfe, heißt das, der Vater und ich, du allein kommst dein Lebenlang zu nichts und bliebst in dem Elend. Wenn Niemand mehr etwas vermag, ich will den Schilderdrechslern zeigen, wer sie sind."

Die Männer mußten sich sonntäglich ankleiden, und sie sahen stattlich aus in ihren langen kragenlosen Röcken und den hohen, bis über's Knie heraufgezogenen Stiefeln. Diese hohen Stiefel sind das unbestrittene Recht des Großbauern; die Kleinbauern und Taglöhner gehen noch heutigen Tages in Schuhen mit kurzen, ledernen oder langen zwillichenen Beinkleidern. Die Röttmännin, die schon länger als ein Jahr nicht aus dem Hause gekommen, war auf einmal behend wie ein junges Mädchen. Der Kutschenschlitten wurde herausgebracht, Betten darein gesteckt, und die Eltern fuhren mit ihrem Sohn nach der Heidenmühle. Ein Bote war vorausgegangen, der sie ankündigte. Auf der Heidenmühle war des Staunens kein Ende über die Ankunft der Röttmännin; besonders die junge Heidenmüllerin that

überaus zärtlich, und die Tochter konnte nicht anders, ſie mußte auch freundlich ſein und hatte doch rothverweinte Augen, ſonſt aber ſah ſie ſtramm und wohlgeſtaltet aus, und ein Mann, der ſie mit Liebe erwarb, konnte ſich deſſen freuen. Adam ließ ſich in die Stube führen, wie wenn er keinen eigenen Willen hätte, und eben als auch hier im Thal die erſten Flocken des Schnees ſpielten, wurde der Handſchlag gegeben. Adam war Bräutigam. Es war gar nicht, als ob er eine lebendige Hand darreichte und eine lebendige empfing, da Adam ſeiner Braut den Handſchlag gab, aber er wußte ſich zu helfen, er trank von dem guten rothen Wein, den der Heidenmüller aufſetzte, in mächtigen Zügen. Man ſaß ſchmauſend bei einander bis zum Abend. Der Speidel-Röttmann konnte immerfort beharrlich trinken und eben ſo beharrlich eſſen, und er wirft immer rechts und links ſeinen beiden großen Hunden große Brocken ins Maul, das iſt ein Schnappen rechts und links und ein Schmatzen in der Mitte, und kein Knochen bleibt unverzehrt; nur Trinken, Wein trinken und viel Wein trinken iſt ein Vorzug des Menſchen vor dem Thiere. Oft, wenn der Speidel-Röttmann das Glas an den Mund hielt, ſtreichelte er den Kopf des

Hundes zur Linken, wie wenn er ſagen wollte: das Trinken beſorg' ich allein. Man zwang Adam, daß er mit ſeiner Braut in der Küche blieb, als ſie Glühwein bereitete, und die beiden Alten tranken immer luſtiger mit einander, während die beiden Mütter allerlei ziſchelten. Als die Väter darauf zu reden kamen, daß man die Sache mit Martina nun raſch abmachen könne, ſagte der Heidenmüller lachend: „Es iſt eine nichtsnutzige Jugend heutigen Tags.“

„Sie hat kein rechtes Herz mehr,“ beſtätigte der Speidel-Röttmann, „jetzt bald ſieben Jahr plagt mein Adam ſich und uns wegen ſo einem dummen Streich. Was haben wir uns in unſerer Jugend aus ſo etwas gemacht?“

„Den Kukuk haben wir uns draus gemacht.“

„Haſt Recht, den Kukuk; der Kukuk macht's auch ſo. Stoß an, Kukuk!“

„Haſt Recht, Kukuk!“

„Trink' aus, Kukuk!“

„Du auch, Kukuk.“

Und die beiden Alten ſtießen mit einander an, tranken aus und riefen in's Glas hinein einander zu: Kukuk!

Der Würzwein kam, ſie ſchenkten ein, riefen

wieder: „Kukuk!“ und tranken die hohen Gläſer aus bis auf die Neige, füllten wieder friſch ein und lachten und erzählten einander tolle, übermüthige, wie ſie es nannten, „herzhafte Schwänke, Schwänke überaus,“ und der Schluß war immer: die heutige Jugend iſt nichts mehr nutz, ſie hat keine Courage mehr.

In der Küche draußen ſtand aber Adam bei ſeiner Braut; er redete lange nichts und endlich fragte er: „Sag', warum haſt du mich denn genommen? Du weißt doch, wie's mit mir iſt?“ Weinend erwiderte die Braut:

„Es hat gewiß ſo lang die Welt ſteht, keiner ſeine Verlobte ſo gefragt; aber ſchau, Adam, das gefällt mir, daß du mich fragſt, das iſt ehrlich und iſt ein guter Anfang, wenn es Gottes Wille iſt, daß wir doch mit einander leben ſollen, und es ſcheint, es muß ſein. Schau, Adam, du kriegſt die Martina nicht, und ich bin elend, elender als du dir denken kannſt, und da habe ich gedacht: wir ſind beide elend und vielleicht können wir beide einander helfen, und von der Stiefmutter fort muß ich, ich bin ihr überall im Weg, und du kannſt dir nicht denken, wie es Einem iſt, wenn man eine

Fremde über Kiſten und Kaſten gehen ſieht, und ſie ſchimpft auf Alles, was da war und mag's noch ſo gut und noch ſo prächtig ſein. Mir blutet das Herz, wenn ich ſehe, wie ſie küchelt und mein Vater kriegt nichts davon, und dem Knecht hat ſie die Taſſe gegeben, die meiner Mutter gehört hat, und die Niemand hat anrühren dürfen, und ſie hat's gethan, weil ſie weiß, das kränkt mich. Ich werde ſelber böſe und giftig, wenn ich noch länger dabei bin. Mir ſteht immer die Zunge voll Galle, und Worte ſind mir auf den Lippen und Gedanken im Kopf, o ſchrecklich! Mir wär's am liebſten, wenn ich ſechs Schuh unterm Boden läge, und ich läge da ſchon lange, wenn die gute Pfarrerin nicht wäre."

„Du dauerſt mich," ſagte Adam, „aber ich? Ich hab' meine rechte Mutter, und ſie iſt ärger als eine Stiefmutter. Ich ſag's nicht gern, aber ich muß. Meine Martina hat mir geholfen, daß ich das ertrage und nicht davon laufe in die weite Welt. Und jetzt erſt bin ich ein ſchlechter Kerl; früher bin ich bloß leichtſinnig geweſen. Es wäre mir lieber, du wäreſt recht herb und hart und giftig, nicht ſo, daß ich Mitleid mit dir haben muß, ich wollte dir's dann ſchon anthun, daß du mich wieder aufgeben

müßteſt; aber jetzt — ich weiß nicht, wie ich's anfange, du dauerſt mich, ja du dauerſt mich im Grund des Herzens, aber denke nur einmal, wie's mit mir ſteht."

Es war ein ſchweres Reden, keinerlei freundliches Koſen, das die Beiden mit einander hatten, als die Braut eben den Glühwein über dem Herde kochte. Sie trug die volle Schüſſel in die Stube, ſchenkte aber Adam vorher ein Glas ein. Als ſie wieder herauskam, trank er ihr zu, und als er ausgetrunken hatte und ſie ihm friſch einſchenkte und mit ihm anſtieß, ſagte er: „Du biſt eigentlich .... du biſt hübſcher als ich gewußt habe. Es iſt doch nicht ſo bös, daß ſie mich zwingen. Wenn nur das Eine nicht wäre, das Eine, dann wäre ich luſtig. Wenn ich dich doch vor ſieben Jahren ſo geſehen hätte wie jetzt, ich wäre der luſtigſte Burſch von der Welt. O! Ich ſpüre plötzlich einen Stich, als ob mir ein Meſſer mitten durch's Herz ginge. Hab' Geduld, ich kann jetzt kein Wort mehr reden."

Adam mußte ſich auf einen Küchenſtuhl niederſetzen, er hielt ſich die Hand vor die Augen, dann ſagte er endlich dumpf vor ſich hin: „Siehſt du? So geht mir's. Ich will dir was ſagen: ſag' meinen

Eltern und den deinigen nichts davon. Gib mir die Hand, verſprich mir, daß du nichts ſagſt.“

Die Braut gab Adam die Hand, die beiden Hände glühten jetzt, und Adam fuhr fort: „Gerade auf den heutigen Tag habe ich meiner Martina ſagen laſſen, daß ich zu ihnen komme, es iſt bald zwei Jahr, daß ich in ein anderes Dorf in die Kirche gehen muß, und Spione habe ich immer um mich her, und ich habe meine Martina und . . . . . meinen Joſeph und die Andern in einem Jahr nicht geſprochen und jetzt muß ich mein Wort halten, und ſchau! Ich möchte dir gern einen Kuß geben, aber . . . ich thu's nicht . . . nein, ich thu's nicht . . . es wäre Sünde, ich geb' dir keinen, bis ich frei bin.“

„Du biſt brav, und du kannſt ja ganz gut reden,“ lächelte die Braut, „und ſagen die Leute, du ſeieſt nur halb.“

„Die Leute kennen mich auch nur halb, es kennt mich Niemand als meine Martina, ſie hat's geſehen, und ich habe ihr kein Wort geſagt und ich hab's ihr angeſehen und ſie hat mir auch nichts geſagt, und doch haben wir's beide gewußt; ſie merkt's, ſie iſt geſcheit, ſie merkt's, wie ich der reichſte Burſch im ganzen Oberland bin und doch der ärmſte; ja, ſie

ſoll dir's erzählen, ſie kann's beſſer wie ich; o, du kannſt dir gar nicht denken, wie geſcheit die iſt, und ein gutes Herz hat ſie, und dabei iſt ſie ſo luſtig und ſo lieb und . . . und . . ."

Plötzlich ſtarrte Adam drein; wem erzählt er denn das? Seiner jetzt verlobten Braut! und ſie ſah ihn eben an als müßte ſie ſich beſinnen, wo ſie denn ſeien und wer ſie denn ſeien. Man hörte nichts als drinnen in der Stube die beiden Alten mit einander lachen und Kukuk rufen, und die beiden Frauen piſperten mit einander. Endlich ſagte Adam: „Alſo, ich habe dein Wort, du ſagſt Niemand etwas davon. Ich gehe jetzt von dir weg, zu meiner Martina, ... zur Martina ... und — und — zu meinem ..... in's Dorf. Bis man den Lichterbaum angezündet, bin ich wieder da und dann iſt's entweder — oder — Behüt' dich Gott derweil."

Die Braut ſah verwundert auf, wie Adam ſeinen grauen Mantel überhängte, die Pelzmütze aufſetzte und den ſtarken Knotenſtock mit der großen ſcharfen Spitze ergriff und fröhlich ſchwang. Adam ſah ſchön und fürchterlich zugleich aus. Er ging raſch von dannen, und die Braut ſaß ſtill auf dem Herde. Nach einer Weile kam der Speidel-Röttmann und

fragte: „Was iſt denn hier? die Hunde winſeln drinnen in der Stube, wo iſt der Adam?“

„Fort.“

„Wohin?“

„Ich darf's nicht ſagen. Er kommt aber bald wieder.“

„So? Weiß ſchon wohin er iſt. Sag' meiner Frau nichts, ich meine, ſag' deinem Vater nichts. Iſt er ſchon lange fort?“

„Kaum ein paar Minuten.“

Schleich' dich hinein und hol' mir meinen Hut, daß ſie nichts davon merken, gib Acht, daß die Hunde nicht herauskommen, — oder nein ——— ja; hole mir meinen Hut. Er iſt ein Narr, du biſt ja ein prächtiges Mädle.“

Die Braut entfernte ſich vor dem zutäppiſchen Weſen des Speidel-Röttmann, brachte ſchnell Hut und Stock heraus, und der Alte gab ihr den Auftrag, ſie ſolle nur ſagen, er käme gleich wieder; und fort ging er und ſtellte den Stock immer weit voraus, ehe der Schritt nachkam. Er geht ſicher.

Zehntes Kapitel.

Ein Vater, der ſeinen Sohn ſucht.

Als Adam in's Freie kam, war es ihm plötzlich, als wache er auf: was iſt geſchehen? Wenn ich nicht will, iſt nichts geſchehen. — Es durchſchauerte ihn, die Hand, die er zum Verſpruch hergegeben, war plötzlich kalt und er wärmte ſie an ſeinem heißen Pfeifenkopfe.

Der Weg von hier nach dem Dorfe war nicht zu verfehlen, aber aufpaſſen muß man, denn jäh am Wege geht die Thalſchlucht hinab und in dichten Flocken fiel der Schnee und kaum zwanzig Schritte war Adam gegangen, als er bereits ausſah, wie ein wandelnder Schneemann. Er mußte genau aufmerken, denn er ſah keinen Weg vor ſich, aber hier kannte er jeden Baum, jedes Felsſtück am Weg und er fand ſich zurecht. Als er jetzt auf der kleinen Anhöhe, wo es wieder thalwärts geht, noch einmal

zurückſchaute und die Lichter in der Heidenmühle herüberblinken ſah, zog es ihn mächtig dorthin zurück: „Es iſt doch ein prächtiges Mädchen und Tauſende haben ſchon das Gleiche gethan wie du und ſind glücklich und ſind fröhlich; kehr' um!“....

Aber er ſchritt bei dieſen Gedanken doch immer fürbaß den Berg hinab und die Lichter aus der Heidenmühle verſchwanden hinter ihm. Und jetzt wurde es ihm leichter zu Muth, und in den Schnee hinaus erhob er die Fauſt zum Himmel und ſchwur: „Ich kehre nicht mehr heim, ich will lieber ein armer Knecht ſein und mein Lebenlang taglöhnern, ehe ich meine Martina verlaſſe und mein Kind, meinen Joſeph; ich habe ſeit zwei Jahren ſeine Stimme nicht gehört, er muß ſchon recht gewachſen ſein, und Vater ſoll er ſagen, Vater!“

Plötzlich ſtand Adam ſtill: Vater! Vater! ruft eine Kindesſtimme durch den Wald. Jetzt noch einmal: Vater! Ganz deutlich. — Nein, du mußt dich täuſchen; wie kann das ſein? Der Glühwein benebelt dich.

Adam zündete ſich ſeine Pfeife, die ihm ausgegangen war, wieder an, und bei dem kurzen Lichtſchein ſah er, daß in dem Schnee bald herüber, bald

hinüber am Wege Spuren von Hundstatzen liefen. Was iſt das? Gewiß hat hier ein Hund ſeinen Herrn verloren und ſucht ihn; aber ein Menſchentritt iſt nirgends zu ſehen. Was geht's dich an? Mach', daß du fortkommſt.

Still! Schon wieder! Eine Männerſtimme ruft vom Berge: Adam! Adam! — Biſt du wieder benebelt oder iſt heute Nacht die Welt verhext?

Adam faßte ſeinen knotigen Stock mächtig in der Hand: ſie ſoll nur kommen, die ganze Hexenwelt, die ganze Hölle, wenn ſie will, ich fürchte mich nicht. Aber ſo iſt es ja, ich ſtecke in der Hölle, weil ich wie ein lahmer, läppiſcher Geſell die langen Jahre nachgegeben und, verzeih' mir's Gott, geglaubt habe, meine Mutter könnte doch nachgeben, man könne ein Hufeiſen weich kochen; und jetzt habe ich noch die Faſtnachtspoſſe mit mir ſpielen laſſen und bin Bräutigam geworden, aber ich thu's nicht, ich will's nicht, und wenn die ganze Welt kommt, meinen Willen muß ich haben; meine Martina und meinen Joſeph. Komm nur, du verdammte, verfluchte, verhexte Welt. Was iſt das? Da iſt der Hund, deſſen Fußſtapfen du geſehen. Komm her, Hund! — — Da komm her! — Er kommt nicht.... Herr Gott im

Himmel! Das iſt der Wolf, auf den wir fahnden. Er bellt heiſer, er kommt näher..... Eine Minute ſtellten ſich Adam die Haare zu Berge, dann aber: da haſt du dein' Sach, und noch einmal, und noch einmal.

Der Wolf ſpürte, was für Schläge ein Menſch geben kann, der zur Brautſchaft gezwungen iſt und noch dazu ein Menſch wie Adam Röttmann; der Wolf bekam die Schläge für die ganze böſe Welt, auf die Adam gern losgetrommelt hätte, und als das Thier ſchon niedergeſunken war, Adam traute ihm nicht, ſie ſind ſchlimm die Wölfe, er ſchlug immer fort, unaufhörlich auf ihn los, bis er endlich mit dem Knittel den Wolf umdrehte, daß er die Läufe gegen den Himmel kehrte. Als der Wolf jetzt noch kein Lebenszeichen von ſich gab, ſagte Adam mit großer Ruhe: gut, du haſt dein' Sach! Der Schweiß rann ihm von der Stirn, ſeine Pfeife hatte er verloren, ſie war ihm aus dem Munde gefallen und eben das Feuer, das er dabei verſchüttet, hatte den Wolf erſchreckt. Adam wühlte überall herum nach ſeiner Pfeife, ſie war nicht zu finden; endlich ließ er ab, faßte den Wolf am Genick und ſchleppte ihn ſo neben ſich her den ganzen Weg. Als er endlich Lichter aus

dem Dorfe blinken ſah, da lachte er vor ſich hin: ſie werden alle ſtaunen im Dorf, wenn ich ihnen den Wolf bringe, den ich mit dem Knüttel todtgeſchlagen habe. Und was wird erſt mein Joſeph ſagen! Ja Bürſchle, hab' Reſpekt, du haſt einen ſtarken Vater, und ich ſchneide dem Wolf gleich das Herz aus dem Leib, das mußt du bei dir tragen, daß du auch ſo ſtark wirſt, wie dein Vater, meintwegen noch ſtärker.

Adam hatte recht gehört, da er hinter ſich drein hatte „Adam!" rufen hören; ſein Vater war ihm gefolgt und hatte ihm gerufen. Wer weiß, ob er in dem blendenden Schneegeſtöber nicht vom Wege abgekommen! Hatte Adam auch recht gehört, da er im Walde von einer Kindesſtimme hatte „Vater" rufen hören?....

Auf der Heidenmühle blieb es nicht lange verborgen, daß Vater und Sohn ſich ſo räthſelhaft entfernt hatten, und die Röttmännin wußte wohl, wo ſie hingegangen waren. Sie ſchimpfte aber weit mehr auf ihren Mann, der ohne ihr etwas zu ſagen dem einfältigen Geſellen nachgelaufen wäre; ſolche alberne Streiche mache er immer, wenn er ſie nicht zu Rathe ziehe; Adam bekam auch ſeine Titel und ſie waren

gar nicht von brautwerberiſcher Natur. Die Heidenmüllerin war klug genug, hinzuzufügen, die Röttmännin wiſſe ſehr ſchöne Späße zu machen, ſie gäbe Mann und Sohn Schimpfnamen, weil ſie wohl wiſſe, daß ſie die beſten Ehrennamen verdienten, und beide Frauen ſchauten groß auf, als die Braut hinzuſetzte: „Vom Adam habe ich nur Liebes, Geſcheites und Gutes gehört, ſo lange er draußen bei mir geſeſſen hat.“ — Wie auf ein Commando fingen die beiden Frauen laut zu lachen an, und die Röttmännin ſtreichelte die Braut und ſagte ihr, ſie ſei klug; das ſei die rechte Manier, wie man die Männer unterkriege, und unterducken müßten ſie alle, ſie ſeien alle nichts nutz und erſt die Frau mache den Mann. Sie geſtattete nur die einzige Ausnahme des Vetter Heidenmüller. Dieſer aber merkte nichts von der Ausnahme, die man mit ihm machte. Er lallte nur zu Allem, was man ſagte, bis aus dem Lallen ein Huſten wurde, daß man meinte, er müſſe erſticken. Der Heidenmüller hatte ein ſchweres Wagſtück ausgeführt, er hatte mit dem Speidel-Röttmann um die Wette trinken wollen, und das hat noch keiner ungeſtraft verſucht.

Die Heidenmüllerin war ſehr ſorglich um ihren

Mann und brachte ihn nach der Kammer, dann kam ſie in die Stube zurück und ſagte: „Gottlob, er ſchläft ruhig, der kann keinem Röttmann die Stange halten, das ſollt' er wiſſen.“

Geſchmeichelt über dieſes Lob, ſagte die Röttmännin: „Sorge dafür, daß er bei dem Huſten bald ſein Teſtament macht.“

„Da ſagen die Leute — Gott verzeih' mir's, daß ich ſo was nachſage, und ihr auch — da ſagen die Leute,“ klagte die Heidenmüllerin, „die Röttmännin ſei eine böſe Frau! Gibt es denn eine beſſere, die ſich ſo einer verlaſſenen Wittfrau annimmt?“

Die Heidenmüllerin betrachtete ſich jetzt ſchon als eine ſolche, und ſchaute gar erbarmungswürdig drein und rieb ſich die Augen; da dies aber nichts nützte, faltete ſie die Hände und betrachtete die Röttmännin wie anbetend, indem ſie fortfuhr: „Und mir will ſie Gutes zuwenden, und will nicht, daß ihr eigener leiblicher Sohn Alles bekommt.“

Die Röttmännin dankte lächelnd; ſie hatte ſich nur vergeſſen, ſo war es doch nicht gemeint. Sie gönnte zwar ihrem Sohn nichts Gutes, aber ſo ein Narr iſt ſie doch nicht, daß ſie einem Fremden Geld und Gut zuhegte, das in ihre Familie kommen kann.

Die Röttmännin drang nun wieder darauf, daß man ihrem Mann und ihrem Sohn Boten nachſchicke. Der Oberknecht wurde herbeigerufen, der aber erklärte, er ſelbſt gehe nicht und er wiſſe, daß auch keiner der Knechte bei dieſem Wetter aus dem Hauſe gehe, und er muthe es ihnen auch nicht zu, und es ſei überhaupt nicht nöthig, wenn die wilden Röttmänner in den Wald hinausliefen, ſie wieder einzufangen, ſie müßten von ſelber wieder kommen. Die wilde Röttmännin wollte nun, daß man wenigſtens den Schlitten herausthue und ſie heimbringe; zu Haus wolle ſie dann ſchon ihrem Mann und dem Adam den Meiſter zeigen. Aber es war Niemand da, der ſie führen wollte, und die Heidenmüllerin bat mit den ſüßeſten Worten, und die Braut in treuherziger Ehrlichkeit, daß ſie doch über Nacht hier bleibe; am Tag ſei die Welt wieder ganz anders und Adam habe verſprochen, bis man den Lichterbaum anzünde, wieder da zu ſein. Sie ſetzte hinzu, daß die Kinder der Müllersknechte ſchon lange darauf warteten, daß man den Baum anzünde und ihnen beſcheere. Die Heidenmüllerin und die Röttmännin lobten dieſen Vorſchlag ſehr. Die Röttmännin lobte die Braut noch beſonders wegen ihrer Gutmüthigkeit und gab

zu verſtehen, ſie wiſſe wohl, die Braut habe gewiß mit Adam eine ſchöne Ueberraſchung abgekartet. Die Ruthe, die auch mit an den Baum gehängt werden ſollte, zog die Röttmännin immer, ſie mit der rechten haltend, durch die linke Hand und fuchtelte damit durch die Luft, daß es pfiff. Dieſe Muſik ſchien ſie ſehr zu ergötzen.

Eilftes Kapitel.

Laßt die Kirche im Dorf.

„Wenn ich einen Beſuch habe, iſt mir's doppelt wohl, und weißt du warum? Erſtlich ſchmeckt mir's beſſer. Man ſage, was man wolle von der Schlechtigkeit des menſchlichen Herzens, das Wohlgefühl, einen Gaſt zu bewirthen, das iſt ein tiefer Zug allverbreiteter menſchlicher Güte."

„Und zweitens?" fragte der junge Mann.

„Zweitens," erwiderte der Pfarrer, „wenn ich einen Gaſt habe, dann brauche ich dieſe Tage nicht auszugehen. Die Welt iſt zu mir gekommen. Ich mache mit dem Angekommenen den ganzen langen Weg durch, da habe ich das Recht, zu Haus zu bleiben."

Es war ein unbeſchreibliches Behagen, mit dem der Pfarrer nach Tiſche zu ſeinem Schwager dieſe Worte ſagte. Es war kaum Nachmittag, aber es

begann bereits zu dämmern, und war der Schwager voll Ehrerbietung gegen den Pfarrer, so war der Pfarrer voll Glückseligkeit über das schwungvolle, zukunftsfrohe und dabei doch bedächtige Wesen des jungen Mannes. Es gibt noch junge Männer auf der Welt, das Elend der Verlebtheit, der öden Uebersättigung und Reizlosigkeit ist noch nicht in alle Kreise gedrungen. Es ist wieder eine frische Jugend in der Welt, anders als wir waren, aber es steckt eine sichere Zukunft darin, so dachte der Pfarrer vor sich hin, und alles, was der junge Mann sagte, nahm der Pfarrer mit einem tiefen Behagen auf. Diese Freude an der schönen jugendlichen Gestalt, wie überhaupt an Gedanken und Wesen des jungen Mannes, den der Pfarrer einst selber unterrichtet hatte, war etwas wie geistige Vaterfreude im besten Sinne. „Und du hast ein derbes Rückgrat in der Hand," sagte der Pfarrer, als er die gut ausgearbeitete Hand des Schwagers faßte, „heirathe aber Keine, die nicht singen kann, es wäre Schade, wenn ihr nicht zusammenstimmtet."

Die Wechselrede ging leicht hin und her, indem der junge Mann berichtete, wie so viele junge Männer sich aus dem Leben eines Landwirthes ein

falſches Ideal machen, und darum geiſtig und ökonomiſch verkommen. Er ſelber hatte als Sohn eines höheren Juſtizbeamten ehedem viel an den Folgen falſcher Vorausſetzungen gelitten, bis er es gelernt hatte, an der unmittelbaren Feldarbeit ſeine Freude zu finden; er war jetzt Verwalter auf einem adeligen Gute, hatte aber ſeine Stelle gekündigt, um eine ſelbſtſtändige Pachtung zu übernehmen oder ein hinlängliches Bauerngut käuflich zu erwerben.

Mitten unter dem Geſpräche hörte man vor dem Hauſe das Abtrappen des Schnees von den Füßen. Drei Männer ſtanden unten; ſie kamen herauf, es waren die Kirchenälteſten.

„Eduard, komm in die andere Stube," ſagte die Pfarrerin und ſetzte hinzu, „das iſt mein Bruder, und dieß iſt der Schilder-David, das der Harzbauer und das der Wagner."

„Willkommen," ſagte der Schilder-David und reichte die Hand; „aber, wir bitten, bleiben Sie da, Frau Pfarrerin. Was wir zu ſagen haben, iſt gerade gut, wenn Sie dabei ſind und auch der Herr Bruder."

„Setzt euch," ſagte der Pfarrer.

„Dank' ſchön, iſt nicht nöthig," erwiderte der

Schilder-David, der der erwählte Sprecher war; „Herr Pfarrer, mit kurzen Worten, man ſagt im ganzen Dorf, wer's hereingebracht hat, wir wiſſen's nicht, und der Herr Pfarrer hat uns hundertmal in das Herz gepredigt, wenn man von einem Menſchen etwas hört, was man nicht von ihm glauben mag, ſoll mag gerades Wegs zu ihm gehen und ihn fragen. Alſo nichts für ungut, iſt das wahr, Herr Pfarrer, daß Sie von uns fort wollen?"

„Ja."

Eine Weile war alles ſtill in der Stube, und der Schilder-David begann endlich wieder: „So, jetzt glaub' ich dran, Herr Pfarrer. Wir haben vor Ihnen einen Pfarrer gehabt, der hat uns nicht leiden mögen, und wir haben ihn nicht leiden mögen. Kann es etwas Schrecklicheres geben? Wie ſoll Liebe, Güte und Frömmigkeit gedeihen, wo der das Wort ſpricht und der das Wort hört, nichts zu einander haben? Schrecklich, wenn's wieder ſo werden könnte. Wir wiſſen, daß Einige in der Gemeinde ſind, die das gute Herz von unſerm Herrn Pfarrer kränken, aber Herr Pfarrer, unſer Herrgott hat Sodom verſchonen wollen, wenn zwei Gerechte drinn ſind, und Sie, Herr Pfarrer, wollen uns verdammen und verlaſſen, weil zwei oder

drei Schlechte unter uns ſind?“ Hier hielt der Schilder-David inne, aber der Pfarrer erwiderte nichts, und der Schilder-David fuhr fort: „Herr Pfarrer, wir brauchen Ihnen nicht zu erzählen, wie Sie uns in das Herz gewachſen ſind. Wenn's beſſer für Sie iſt anderswo, müſſen wir Ihnen dazu Glück wünſchen, aber Jedes im Dorfe, jeder Mann, jede Frau, jedes Kind, wann und wo eins dem Herrn Pfarrer begegnet iſt, da iſt's ihm geweſen, als wenn's ihm was Gutes ſchenken müßte, wie wenn es ihn nicht leer vorüber gehen laſſen könne, und guten Morgen! oder guten Abend! iſt noch gar nicht genug geweſen. Jetzt, Herr Pfarrer, alſo wir wünſchen nur, daß es in dem neuen Orte auch wieder ſo ſei, und daß der Herr Pfarrer dafür Sorge trage, daß wir wieder einen Mann kriegen, nicht wie er, das verlangen wir nicht, aber einen guten.“

„Danke, danke,“ ſagte der Pfarrer, „was ich vermag, ſoll geſchehen.“

„Nein, nein,“ ſagte der Harzbauer, „der David ſagt eigentlich gar nicht das, was wir haben ſagen wollen. Wir meinen, der Herr Pfarrer ſoll das nicht thun, er ſoll bei uns bleiben, er ſoll, wie man im Sprüchwort ſagt, die Kirche im Dorf laſſen.“

„Ich kann meine Bewerbung um die andere Stelle nicht zurücknehmen, wenn ich auch wollte.“

„Dann bitten wir den Herrn Pfarrer um Entſchuldigung, daß wir ihn beläſtigt haben,“ ſagte der Wagner mit einem gewiſſen ſtolzen Gefühl, daß er doch nun auch etwas geſagt habe und gewiß nicht das Dümmſte.

Die Männer verließen die Stube; die Pfarrerin aber gab ihnen das Geleite die Treppe hinab und tröſtete die Männer, daß noch nicht Alles verfehlt, und daß ſie nicht ſchuld ſei an dem Entſchluſſe des Pfarrers, der ihm ſchwer geworden; morgen werde ſchon wieder beſſer mit ihm zu reden ſein, er ſei heute nicht ganz friſch auf, er ſei für nichts und wieder nichts heut' Nacht auf Röttmannshof geholt worden.

„Wie ich höre,“ ſagte der Schilder-David, „ſollen ſie jetzt alle beiſammen ſein auf der Heidenmühle und den Verſpruch halten. Ich hab's nicht glauben wollen, aber ich glaube jetzt Alles. Der Verſpruch ſoll ihnen aber nichts nützen; wir geben nicht nach.“

Die Pfarrerin kehrte wieder in die Stube zurück, wo ſie Mann und Bruder ſtill neben einander ſitzen ſah. Keines redete mehr ein Wort. Die Abendglocken

läuteten, heute alle drei Glocken, denn es wurde das Fest eingeläutet, und in den Herzen der drei Menschen, die hier beisammen saßen, klang es auch gar seltsam, wenn auch keinem Ohr vernehmbar. Die Pfarrerin sagte endlich: „Es wird mir doch schwer sein, wenn ich diese Glocken nicht mehr höre. Was haben sie alles in uns wachgerufen!“

Der Pfarrer saß still am Fenster, und endlich sagte er halb für sich: „Das Schwerste ist der Entschluß, einmal die Gewohnheit zu lassen; nun ich ihn einmal gefaßt, vor mir und vor den Andern, wär's nicht gut, wenn's wieder rückgängig würde. Laß Licht in meine Stube bringen. Ich sehe dich bald wieder, Eduard.“

Der Pfarrer ging in seine Stube.

Zwölftes Kapitel.

Wo iſt der Joſeph?

„Wo iſt der Joſeph?“ fragte der Schilder-David, als er heim kam.

„Er iſt nicht da.“

„Ich hab' ihn doch heim geſchickt wie ich zum Pfarrer gegangen bin.“

„Er iſt nicht heim gekommen.“

„Er wird wieder drüben beim Häſpele ſein. Ich will nach ihm ſchauen,“ ſagte Martina und machte ſich auf. „Gib ihm gleich eine tüchtige Ohrfeige, weil er ſo eigenmächtig herum läuft,“ rief der Schilder-David der Weggehenden nach.

Martina kam bald zurück und ſagte: „Joſeph ſei nicht beim Häſpele und auch nicht mehr in der Werkſtätte.“

„So iſt der verdammte Bub wer weiß wohin. Ich will ſelber nach ihm umſchauen.“

Der Schilder-David ging fort und fragte von Haus zu Haus nach Joseph. Niemand wußte Beſcheid. Der Schilder-David ging wieder heim; der Knabe iſt gewiß ſchon unterdeß nach Hauſe gekommen.

„Aber wo iſt der Joſeph?“ fragte ihn Martina, als er in die Hausflur eintrat, die als Küche diente.

„Wird gleich kommen,“ ſagte der Großvater, ging aber doch durch's ganze Haus und durchſuchte alles. Er ruft auf den Speicherboden den Namen Joſeph, und er erſchrickt faſt, wie er ſo in's Leere hinausruft; er rückt Schränke weg, hinter denen ſich gar kein Menſch verſtecken kann, ſelbſt hinter dem Hauſe, am Bachſturze öffnete er die verdeckte Kalkgrube und dachte nicht daran, daß ſie ja zugefroren war und Niemand hineinfallen konnte, und eben als er in's Haus zurück kam, begegnete er Häſpele, der die neuen Stiefel für Joſeph brachte; dieſem vertraute er im Geheimen, daß er den Joſeph ſuche, er ſei in Aengſten, dem Kinde könne irgend etwas zugeſtoßen ſein, er wiſſe nicht was, aber er ſei in Angſt.

„Habt ihr denn ſchon beim Waldhörnle nachgeſehen? Ich höre ihn eben blaſen und gar ſchön, und da iſt der Joſeph gewiß bei ihm. Da ſind die Stiefel, ich will ihn ſuchen.“

Der gute Häſpele ſprang behend das Dorf hinab zu einem Strumpfwirker, der in ſeiner Stube ſaß und ſich neue ſchöne Weiſen auf dem Waldhorn einübte. Es klang ſchön durch die ſtille Nacht, wo man im Schnee ſeinen eigenen Tritt nicht hört; der Joſeph hat Recht, daß er lieber beim Waldhörnle ſitzt als daheim, aber er war auch nicht dort, und unterwegs verkündigte Häſpele, daß man den Joſeph ſuche, Niemand hatte ihn geſehen und er war nirgends zu finden. Häſpele kam mit der traurigen Botſchaft zu David, und dieſer ſagte: „Sei nur ruhig, ſage nichts vor den Weibern, ſonſt geht gleich das Heulen an. Bleib' ein bischen da, er hat ſich wohl verſteckt, vielleicht kommt er gar mit den heiligen drei Königen, die jetzt herumgehen, und bildet ſich noch was darauf ein; aber ich will ihm ſchon was einbilden.“

Mit ſcheinbarer Ruhe ſetzte ſich der David nieder, pfiff vor ſich hin und fuchtelte mit der Hand in der Luft, in Gedanken an die zukünftigen Schläge.

„Ich warte ruhig,“ ſagte er, wie ſich ſelbſt zuredend, ſtopfte ſich ſeine Pfeife und rauchte dabei, und führte dabei immer aus, was für ein durchtriebener Schelm der Joſeph ſei; man dürfe es ihn aber nicht merken laſſen, und daß er Einem ſolche

Angſt mache, dafür müſſe er büßen. David nahm die Bibel und las da weiter, wo er geſtern Abend vorgeleſen hatte; es war die Stelle, 2. Buch Samuel Kap. 12, wo König David um das kranke Kind trauert.

Das gab dem Leſenden keine Ruhe, er ſtand wieder auf, ging aus und ein, hinaushorchend. Es läutete mit allen Glocken das Feſt ein. Jetzt wird er kommen. Es kam Niemand. Nun war an Verhehlen nicht mehr zu denken; der David ging rechts ab, Häſpele links ab von Haus zu Haus. Nirgends eine Spur von Joſeph. Niemand hatte ihn geſehen. Sie trafen beide wieder am Hauſe zuſammen. Die heiligen drei Könige hielten den Umzug, Joſeph war nicht dabei. Jetzt war's nicht mehr zu verbergen.

„Martina, unſer Joſeph iſt verſchwunden," ſagte der Großvater, und Martina that einen entſetzlichen Jammerſchrei und rief:

„Darum alſo hat er mich heute Nacht dreimal geweckt und gefragt: Mutter, iſt noch nicht Tag? Joſeph! Joſeph! Joſeph! Wo biſt du?" ſchrie ſie durch's ganze Haus, den Berg hinauf, durch's ganze Dorf, in die Gärten hinein, in die Felder hinaus.

„O, wenn er verloren iſt, dann ſterbe ich, ich

höre das Jahr nicht mehr ausläuten im Dorf, und der Baum, den ich zu Schildern gekauft habe, den laßt zu Brettern verſägen, und legt mich drein," ſo klagte der Schilder-David zu Martina, ſie hörte ihn aber nicht mehr, denn ſie war ſchon längſt fortgerannt; die Halsbinde wurde David zu eng, er riß ſie ab, ſein ganzes Geſicht verzog ſich ſchmerzhaft, er wollte das Weinen unterdrücken und konnte doch nicht. „Der Joſeph iſt gewiß in der Kirche," beſann ſich der Schilder-David plötzlich. Er eilte nach der Kirche, die offen ſtand und wo man eben die Vorbereitungen zum Gottesdienſt um Mitternacht machte. Der Schulmeiſter ging mit einer einzigen Kerze darin umher und ſteckte viele Lichter auf den Altar.

„Joſeph! Joſeph! Biſt du da?" ſchrie David in die Kirche hinein; es tönte mächtig. Dem Schulmeiſter fiel das Licht aus der Hand und er antwortete zitternd: „Es iſt Niemand da, als ich. Was gibt's denn?"

„Ihr habt's zugegeben, daß ihn die Kinder in der Schule Füllen heißen, ihr ſeid auch mit Schuld, daß er davon und verloren iſt," ſchrie David und eilte weg. Der Schulmeiſter fand ſich mit dieſem Vorwurf eben ſo im Dunkeln, wie in der Kirche,

wo er nach vielem Stolpern endlich die Wachskerze wieder fand.

Das ganze Dorf lief zusammen, und selbst der Waldhörnle kam mit seinem Waldhorn auf die Straße, hielt aber das Waldhorn schnell unter seinen alten Soldatenmantel, damit es nicht naß werde. „Ich will durch das ganze Dorf blasen," sagte er, „dann kommt er."

Nein," hieß es, „die alte Röttmännin hat ihn stehlen lassen, sie will dich zwingen, Martina, daß du den Adam frei gibst, heute am Nachmittag ist er Bräutigam geworden mit des Heidenmüllers Toni; es ist ein Knecht von der Mühle hier gewesen, der Alles erzählt hat."

„Ich lasse mich nicht närrisch machen," schrie Martina. „Joseph! Joseph! Komm, deine Mutter ruft!"

Während man so bei einander stand, kam ein seltsam aussehendes Männchen das Thal herauf, ganz um und um behangen mit spitziger, weit aufgebauschter Last. Es war der Hutmacher aus der Stadt, der zu den Feiertagen die frisch aufgebügelten dreieckigen Hüte in das Dorf brachte.

„Was geht denn hier vor?" fragte das kleine Männchen.

„Wir ſuchen ein Kind, den Joſeph, er iſt verſchwunden.“

„Wie alt iſt das Kind?“

„Sechs Jahr vorbei.“

„Ein ſtarker Bub mit einem großen Kopf und blond gerollten Haaren iſt mir begegnet.“

„Ja, ja, er iſt's, um Gottes willen, wo iſt er?“ ſtürzte Martina auf den Mann zu, daß ihm alle ſeine Hüte in den Schnee fielen.

„Sei ruhig, ich hab' ihn nicht im Sack. Drunten im Wald begegnet mir auf einmal ein Bub. Ich frag' ihn: was thuſt du noch da ſo allein und es will Nacht werden? Wohin willſt du? — Meinem Vater entgegen, er kommt den Weg herauf, haſt du ihn nicht geſehen? — Wie ſieht denn dein Vater aus? — Großmächtig ſtark. — Ich habe ihn nicht geſehen. Komm mit mir heim, Kind. — Nein, ich komme mit meinem Vater heim. — Ich faſſe den Buben an und will ihn mit Gewalt mitnehmen, aber der iſt ſtörriſch und wild, er wiſcht mir aus und ſpringt davon, wie ein Hirſch, und ich hör' ihn noch tief im Walde rufen: Vater! Vater!“

„Das iſt der Joſeph, um Gottes willen, ihm nach!“

„Wir alle gehen mit, alle!“

„Halt!“ trat Schilder-David vor, „halt! Hutmacher, willſt du mit uns gehen?“

„Ich kann nicht, ich kann keinen Fuß mehr heben und es nützt auch nichts, es iſt ſchon mehr als eine Stunde, ſeit ich das Kind geſehen, ich habe mich drüben auf dem Meierhof aufgehalten, wer weiß, wo das Kind jetzt iſt; ich kann dir's ganz genau ſagen, wo ich ihm begegnet bin, am Otterswanger Wald, bald dort beim Bach, wo die breite Buche ſteht. Es iſt die einzig große, ihr kennt ſie ja alle.“

„Gut, von dem Baum breche ich ihm einen Zweig ab und er ſoll an ihn gedenken,“ ſagte der Schilder-David ſich faſſend.

„Nein, nicht ſchlagen,“ ſchrie Martina; ſie konnte es nicht ſagen, daß dieſes die Stelle war, wo Adam ſie zum Erſtenmale geküßt; vielleicht liegt jetzt ihr Kind dort todt — erfroren —

„Es iſt Nacht und man ſieht nichts und der Schnee fällt immer mehr, holt Fackeln, laßt Sturm läuten, das muß der Pfarrer erlauben, kommt zum Pfarrhauſe!“ rief Häſpele.

Martina aber wurde nach Hauſe gebracht, und als ſie dort die neuen Stiefel auf dem Tiſche ſtehen

ſah, klagte ſie: „O Gott! Da ſind ſeine Stiefel, wie hat er ſich darauf gefreut, und deine lieben Füße ſind erfroren — ſind kalt — ſind todt. —“

Die Frauen, die Martina umgaben, ſuchten ſie zu tröſten, und eine war ſogar ſo klug, ihr zu ſagen, erfrieren ſei der leichteſte Tod, man ſchlafe ein und wache nimmer auf.

„Man ſchläft auf der Erde ein und wacht im Himmel auf. O Gott! Mein Joſeph hat's prophezeit; er war zu geſcheit, zu gut, und ſeinem Vater iſt er entgegen gegangen. Nein, ich will nicht ſterben. Wenn du mit der Andern zur Kirche gehen willſt, da wird mein Joſeph vom Himmel herunterſchreien: nein! und — — Vater! Vater! hat er gerufen, und ſein Vater hat ihm nicht geantwortet, er kennt ſeine Stimme nicht. Du wirſt ſie kennen bei Tag und Nacht. In die Ohren rufen wird es dir dein Lebenlang: in deinem eigenen Wald iſt dein Kind erfroren, geh' hinaus und ſchlag' ihn um, es nutzt nichts mehr! Dein Herz iſt Holz, nichts als Holz! O Gott, und da ſteht das Pferdchen, mit dem mein Joſeph geſpielt hat! ja du ſiehſt auch traurig aus, du gutes Thierle, ſo barmherzig, und biſt doch von Holz, und er iſt auch von Holz, aber

er iſt nicht barmherzig, er hat ſein Kind getödtet. O Gott, wie oft hat er an dein hölzernes Maul Broſamen hingehalten und dir wollen zu freſſen geben, o! er war zu gut, o Joſeph! Joſeph!"

„Es wäre noch gut, wenn er erfroren wäre. Der Wolf geht ja um in der Gegend, wer weiß, ob ihn nicht der Wolf zerriſſen hat," ſagte eine Frau leiſe zu der andern; das Ohr der Unglücklichen iſt aber wunderbar feinhörig; mitten in ihrem lauten Jammern hörte Martina das Geſpräch und ſie ſchrie plötzlich laut auf: „Der Wolf! der Wolf!" Dann ballte ſie die Fäuſte und knirſchte mit den Zähnen: „Ich kriege dich und ich erwürge dich mit meinen Händen." Jetzt ſah ſie die Leegart und ſie klagte: „O Leegart! Leegart! Was nähſt du denn immer fort? Um Gottes willen, da näht ſie noch immer an der Jacke, und das Kind iſt todt."

„Ich hab' nichts gehört, ich laß mich nicht berufen; ich habe nichts gehört, du haſt nichts geſagt, ich ſag' dreimal, du haſt nichts geſagt. Du weißt, ich hab' keinen Aberglauben, nichts iſt ärger auf der Welt als Aberglauben. Aber das iſt wahr und gewiß, das hat ſeine Richtigkeit: ſo lange man für einen Menſchen näht und webt, kann er nicht

ſterben. Da war einmal ein König —“ und mitten in den Durcheinander erzählte Leegart mit ſeltſamen Veränderungen die Geſchichte von Ulyſſes und Penelope, und wie dieſe Frau genäht und gewebt habe und was ſie bei Tag gewoben, habe ſie allemal in der Mitternachtſtunde wieder aufgetrennt und dadurch ihren Mann, der in Amerika geweſen, am Leben erhalten.

Leegart fürchtete nicht mit Unrecht, daß man ſie in dem Durcheinander nicht anhöre. Sie machte es daher geſcheit. Sie erzählte ununterbrochen und nähte dabei ununterbrochen, ohne aufzuſchauen. Wo ſie einmal ſaß, ſtand ſie nicht auf, bis ihre geſetzte Zeit um war, und wenn ſie eine Geſchichte begonnen hatte, erzählte ſie aus; und wenn's im Hauſe gebrannt hätte, wer weiß, ob ſie aufgeſtanden wäre. Das Feuer wird doch ſo viel Reſpect haben zu warten, bis die Leegart fertig iſt.

Während Martina mit den Weibern im Hauſe klagte, war der ganze Trupp Männer vor dem Pfarrhauſe angekommen, und Häſpele warf ſich zum Fürſprech auf.

Auch die Kinder wollten mit ziehen, den Joſeph zu ſuchen, aber die Mütter hielten ſie mit Weinen

zurück und die Väter schüttelten die Anklammernden ab, und schalten weidlich dazu. Die Großväter, die aus dem warmen Winkel am Ofen hervorgekrochen waren, nahmen die Frauen und Kinder mit heim.

Es war als ginge ein Heereszug einem Feinde entgegen. Wo aber ist der Feind?

Es gab jetzt doch wieder Einige, die es für unmöglich hielten, daß man bei dem Schneegestöber ein Kind im Walde suche; das wär' gerade, wie wenn man eine Stecknadel im Heuwagen suchen wolle. Häspele rief indeß: wer nicht mit will, kann heimgehen, aber zum Abspenstigmachen brauchen wir Niemand. Es trennte sich Keiner aus der Versammlung. Häspele ging hinauf und bat den Pfarrer, daß man Sturm läuten dürfe. Der Pfarrer war über das, was er von Joseph hörte, tief erschüttert; dennoch sagte er, er könne das Sturmläuten nicht erlauben, es sei unnützer Allarm, der die Nachbargemeinden erschrecke und sie für künftige Fälle unwillfährig mache.

„Es ist brav von euch, und es freut mich, daß so viele den Joseph aufsuchen wollen," schloß er.

„Kein einziger junger gesunder Mann im Dorfe bleibt zurück," schrie Häspele.

„Ich muß zurückbleiben," ſagte der Pfarrer lächelnd, „die Röttmännin hat mir die vergangene Nacht geraubt, und um zwölf Uhr muß Kirche gehalten werden. Wir werden aber für euch alle beten, die ihr draußen ſeid."

„So will ich dein Stellvertreter ſein," ſagte der junge Landwirth, „wer iſt euer Anführer?"

„Wir haben keinen, wollen nicht Sie es ſein, Herr Schwager?"

Alles lachte, denn der Häſpele, der den Namen Eduards nicht kannte, nannte ihn an Stelle des Pfarrers Schwager.

„Ich heiße Brand," erwiderte der Landwirth, „ich kenne den Weg, ich habe ihn erſt heute gemacht."

„Der Bruder der Pfarrerin geht auch mit," wurde bald von einigen Eingedrungenen auf der Straße verkündigt, und man war überaus zufrieden. Häſpele hatte Recht, es fehlte außer Kranken und Gebrechlichen kein Mann im Dorfe, alle ſtanden ſie da mit Fackeln, Steigeiſen, Leitern, Aexten und langen Stricken.

„Iſt einer da, der ein Signal geben kann?" fragte der Landwirth.

Der Strumpfwirker zog ſein Waldhorn unterm

Mantel hervor. Das Inſtrument glänzte nicht heller im Fackellicht, als das Geſicht des Strumpfwirkers, der zu einer ſo wichtigen Perſon geworden war.

„Gut, ſo bleibt bei mir. Meiner Anſicht nach iſt dieß das Beſte: der Signaliſt hier bleibt bei mir auf dem Reitersberg, wo wir ein Feuer anzünden wollen. Und dann gehen immer alle, zwei und zwei, nie einer allein. Wer den Joſeph gefunden hat, bringt ihn hinauf zu uns auf den Reitersberg oder wenigſtens ſichere Kunde von ihm. So lange der Joſeph noch nicht gefunden iſt, geben drei lange Stöße das Zeichen; ſobald er aber gefunden iſt, drei kurze Stöße, die immer fortgeſetzt werden, bis Alles wieder verſammelt iſt. Und noch beſſer! ich habe meine Flinte bei mir; ſind nicht noch einige im Dorf?“

„Ja wohl.“

„So holt noch einige, und wenn der Joſeph gefunden iſt, geben wir drei Schuß nach einander. Wenn wir das nicht thun, kann's leicht kommen, daß ihr guten Leute in Schnee und Kälte herumlauft, und der Joſeph iſt längſt gefunden.“

„Hat Recht, der iſt geſcheit; das iſt der Bruder der Frau Pfarrerin.“

Der junge Landwirth lächelte und fuhr fort. „Noch

eins, Decken und Betten haben wir. Iſt kein Hund im Dorf, der Joſeph kennt?“

Alle kennen ihn, alle haben ihn lieb. Nicht wahr, Blitz, du kennſt den Joſeph?“ ſagte Häſpele zu einem großen Hunde, der neben ihm ſtand.

Der große gelbe Hund bellte als Antwort.

„Gut,“ rief der Landwirth, „ſo laßt die Hunde los.“

„Und wir hängen ihnen Laternen an. Und uns ſelber hängen wir die Kuhſchellen um und die Rollgeſchirre.“

Jeder wurde erfinderiſch; es war nur gut, daß die verſchiedenen Erfindungen in Eins zuſammengehalten waren.

„Jetzt noch einmal das Signal, damit ihr es alle kennt,“ ſagte der Landwirth, und der Waldhörnle blies mit aller Macht. Kaum war der Ton verklungen, als Martina herbeikam und rief: „Hier habe ich ſeine Kleider.“

„Laßt die Hunde an den Kleidern riechen,“ befahl der Landwirth. Martina wäre faſt umgeworfen worden von all den Hunden, die auf ſie zugebracht wurden, wenn nicht Häſpele ſo geſcheit geweſen wäre, ihr die Kleider abzunehmen.

„Ruft den Hunden zu: ſuch Joſeph!“ befahl der Landwirth, „und jetzt vorwärts Marſch! Joſeph heißt das Feldgeſchrei.“

„Halt!“ rief eine mächtige Stimme von der entgegengeſetzten Seite, „was gibt's hier?“

„Adam Du?“ rief Martina und ſtürzte auf ihn zu, „was haſt du da? Haſt du unſern Joſeph gefunden?“

„Was? Unſern Joſeph? Das iſt der Wolf, den ich mit meinem Knittel erſchlagen habe.“

„Das iſt der Wolf, der hat unſer Kind zerriſſen!“ ſchrie Martina, ballte die Fäuſte und ſtarrte auf das todte Thier nieder. Häſpele war ſo klug, den Adam in kurzen Worten in Kenntniß zu ſetzen von Allem, was vorgegangen; Adam hielt den Wolf immer noch an der Genickhaut, und jetzt ſchüttelte er das todte Thier mächtig, dann ſchleuderte er es mit übermenſchlicher Kraft weit hinüber über den Graben in das Feld. „Ich reiße dir das Herz nicht aus,“ rief er, „du haſt mir — und hier ſchwöre ich's vor Allen: ob unſer Kind gefunden wird oder nicht, meine Martina iſt mein, im Leben und im Tod. Verzeih' mir's Gott, daß ich ſo lang ein lahmer, ſchwacher, nichtsnutziger Geſell geweſen. Ihr Männer

alle hört's! Jeder von euch ſoll mir in's Geſicht ſchlagen, wenn ich nicht meine Martina heimführe, und wenn Vater und Mutter und die ganze Welt ſich dagegen ſtellte."

„O Gott! rede jetzt nichts davon!" bat Martina und verbarg ihr Antlitz an der Bruſt Adams; jetzt erſt konnte ſie weinen, und Adam legte ſeine Hand auf ihren Kopf, aber ſeine Bruſt erbebte immer von einem mächtigen Stoß nach dem andern. Nie hat Jemand den Adam weinen ſehen, als nur damals. Alle Verſammelten waren wie auf ein ſtilles Kommando mit ihren Glocken, Fackeln und Hunden vorausgegangen, nur Häſpele war mit einer Fackel bei den unglücklichen Eltern geblieben, und als Adam aufſchaute, kugelten große Tropfen, die im Feuerſcheine glitzerten, über ſeine Wangen. Adam aber ſchüttelte ſich wie zornig und ſagte endlich: „Komm, Martina, wir finden ihn gewiß. Ich kann nicht glauben, daß er todt iſt; ich habe ihn rufen hören im Wald, ich habe nicht glauben wollen, daß es eine wirkliche Stimme iſt, und es war meines Kindes Stimme."

„Und wie viel hundertmal hat er dir in die Nacht hinein gerufen und du haſt ihn nicht gehört."

Wenn er noch am Leben iſt, es ſoll mir kein Wort mehr von ihm verloren gehen.“

„Gott geb's. Amen!“ ſagte Häſpele ganz leiſe vor ſich hin und ſchritt voran mit der Fackel; die Beiden gingen hinter ihm drein.

Dreizehntes Kapitel.

Das Muotisheer.

„Laß mich die Kleider tragen; gib mir seine Kleider," sagte Adam im Weitergehen.

„Nein, ich geb' sie nicht her. Es ist ja das Einzige, was ich noch von ihm habe, und da hab' ich die neuen Stiefel, die er noch nicht angezogen hat; und in der Verwirrung hab' ich auch noch sein kleines hölzernes Pferd mitgenommen."

„So? Hat er die Pferde gern? Dann wird er seinen Vater, den Gaul, auch gern haben."

„Mach' jetzt so keine Späß; denke, du redest von einem Todten."

„Verirrt ist noch nicht todt; und wer weiß, ob er nicht noch in einem Hause untergekommen ist oder ihn nicht doch Jemand heimgenommen hat."

Als Zeichen des Dankes für den Trost, den Adam ihr gab, legte ihm Martina die Kleider auf den Arm:

„Da, trag' du ſie nur.“ Als ſie an der Trauerweide am Wege vorüber kamen, die jetzt ſchneebehangen im Fackellicht gar fremdartig erſchien, fuhr Martina fort: „Da iſt der Baum! Wie unſer Joſeph noch nicht drei Jahre alt geweſen iſt, gehe ich mit ihm da vorbei, und weil da die Blätter ſo herunterhängen, ſagt er: Mutter! der Baum regnet Blätter! Er hat Reden an ſich gehabt, man hat gar nicht mehr gewußt, wo man iſt, ob auf der Erde oder im Himmel; man hat ſich erſt wieder beſinnen müſſen, daß man da iſt, und was man thun will und was man zu thun hat. Und dabei iſt er ſo ſtark geweſen, mächtig ſtark; ich hab' alle Kraft anwenden müſſen, wenn ich ihn habe bändigen wollen. Und jetzt ſo ſterben! Das iſt doch ſchrecklich. Joſeph! Joſeph! mein guter Joſeph! Komm doch, wo biſt du denn? Ich bin da, deine Mutter iſt da, und dein Vater auch! Komm doch, Joſeph! Joſeph! Ruf' doch auch, Adam. Kannſt du denn nicht auch ſchreien?“

„Joſeph! Joſeph! ſchrie Adam mit machtvoller Stimme. „Mein Kind! Komm zu mir! Joſeph! Joſeph! Er, der den Namen nur im Geheimen auszuſprechen zitterte, rief ihn jetzt laut durch den Wald. Bald aber ließ er ab und ſagte: „Das nützt

nichts, Martina; beruhige dich, ſonſt wirſt du auch noch krank.“

„Wenn mein Joſeph todt iſt, will ich auch nicht mehr leben; ich hab' nichts mehr auf der Welt.“

„So? Das habe ich nicht gewußt. Ich habe gemeint, ich ginge dich auch noch was an.“

„Ach Gott, was ſtreiteſt du jetzt mit mir!“ klagte Martina.

Die Beiden redeten lange kein Wort. Häſpele war ein guter Vermittler, er kam auf Martina zu und bat ſie, doch einen Schluck von dem Kirſchengeiſt zu trinken, den er vorſorglich für Joſeph mitgenommen hatte.

„Nein, nein, ich brauche nichts, und ich trinke meinem Joſeph nichts weg.“

„Trinke nur einen Schluck,“ bat Adam ſo zart, als es ſeine Stimme hergab, „denke, unſer Joſeph darf ja nicht Alles trinken, wenn wir ihn finden.“

„Wenn wir ihn finden? Was haſt du da ſchon wieder? Du weißt Etwas und willſt mir's nicht ſagen, du weißt gewiß, daß er todt iſt.“

„Ich weiß nichts; ich weiß ſo wenig als du. Ich bitte dich, trink' jetzt einen Schluck.“

„O, wenn mein Joſeph den hätte, der könnte

ihn jetzt zum Leben bringen; ich brauche nichts, laßt mich in Ruhe.“ Aber Adam ließ nicht ab, bis Martina trank, und das war eine gute Gelegenheit, daß Adam wieder ihre Hand faßte und dann Hand in Hand mit ihr weiter ging.

Sie ſprach nun ganz leiſe und erzählte, wie auch Joſeph ſo eine heimliche Natur habe; er habe ihr oft Dinge in's Ohr geſagt, die er vor aller Welt laut hätte ſagen können; aber das ſei ſeine beſondere Art, am liebſten etwas heimlich zu ſagen, und gewiß habe er auch dem Vater etwas heimlich ſagen wollen, dann hätte er auch ſpüren können, wie es Einen durchrieſelt, wenn Joſeph mit ſeinem warmen Athem etwas in's Ohr ſagte. „Sein warmer Hauch iſt jetzt hin,“ ſchloß ſie und rang die Hände.

Plötzlich faßte ſie den Arm Adams wieder heftig und ſagte: „O Gott, da iſt der Felſen, wo ich damals habe ſterben wollen mit ihm, bis mich die Leegart gefunden hat. Wären wir damals mit einander geſtorben, bevor du auf die Welt gekommen biſt, es wäre beſſer. Wo biſt du jetzt? Vielleicht liegt er da zwei Schritte von uns und wir ſehen ihn nicht und er hört uns nicht. Ich ſpringe von Berg zu Berg, auf alle Felſenſpitzen, in alle Thäler.

O, warum kann ich nicht da ſein und dir rufen: Joſeph! Joſeph! Joſeph! Ich meine, ich ſehe ihn da drüben auf dem Felſen; jetzt ſteht er noch auf dem Vorſprung, jetzt iſt er noch ganz heil. Wie gut und lieb ſieht er aus, wie er lacht, das Springen gefällt ihm; aber er ſtürzt, ich ſehe ihn nicht mehr, o wie ſchnell! und drunten liegt mein Kind, zerſchmettert, todt. Kann's denn ſein? Was haſt du, armes Kind, denn gethan? Du biſt ja unſchuldig!"

„Laß das Ausdenken, das hilft zu nichts," beſchwichtigte Adam, aber Martina knirſchte vor ſich hin: „Ihr ſeid die Schlimmen! Ein Vater kann ſein Kind verleugnen, kann an ihm vorüber gehen, wie wenn's nicht auf der Welt wäre, aber eine Mutter nicht. Du biſt der Schlimme, du!"

„Was wirfſt du mir das jetzt vor?"

„Ich werfe dir nichts vor; warum zankſt du mich denn?

„Ich ſtreite nicht mit dir, ich zanke nicht mit dir; ſei nur ein bischen ruhig, es ſoll von heute an auch alles Schlimme vorbei ſein."

„Was kannſt du von Schlimmem reden?"

„Ich will gar nichts mehr reden, ſei jetzt nur ein bischen ſtill. Halt' dich an mich an, ſo, ſo."

„Nein, nein, ich kann nicht," ſchrie Martina plötzlich auf, nachdem ſie ſich eine Weile an Adam gehalten, „ich kann nicht. O, lieber Her Gott! Thu Alles mit mir, nur laß es mein Kind nicht entgelten, meinen Joſeph; er iſt unſchuldig, ich allein bin ſchuldig, ich und der da." —

Sie ging zwei Schritte von Adam, wie wenn ſie ſeine Nähe nicht ertragen könnte; ſie weinte nicht mehr, ſie ſchluchzte nur noch trockenen Auges und es ſtieß ihr faſt das Herz ab.

Es war wie das wilde Heer, was jetzt durch den Wald zog: die Männer mit den Fackeln, mit den Laternen, mit dem wilden Geſchrei, Rufen, Peitſchenknallen, Rollengeklingel; und die Hunde, denen man Laternen angehängt hatte, die bellend die Schluchten hinab, bellend die Berge hinauf drangen und wieder angerufen wurden. Es war gut, daß feſte Ordnung gehalten wurde. Keiner kannte den Andern mehr, jeder war nur eine wandelnde Schneemaſſe, und im Fackelſcheine ſahen die Berge, die Felſen wie verwundert auf die Menſchen, die daher kamen und riefen und ſchrieen nach einem Menſchenkinde.

„Da ſieh, wie lieb ihn das ganze Dorf hat," ſagte Martina zu Adam und erzählte ihm, wie in der

vergangenen Nacht Joseph sie dreimal geweckt und wie er schon am frühen Morgen gefragt habe, welchen Weg der Vater käme, und sie mache sich schwere Vorwürfe, daß sie der Leegart nachgegeben und ihn allein aus dem Haus geschickt, sie hätte es ja wissen müssen, daß heute etwas Entsetzliches geschehe. Adam war ganz rathlos und wußte nichts zu sagen, und doppelt entsetzlich ward's ihm, wenn er an die Heidenmühle dachte, wie sie dort beisammen sitzen und auf ihn warten, und zu welchem Frevel er sich hatte verleiten lassen. —

Plötzlich ertönte ein Jubelgeschrei. Was ist? Was ist? Gottlob, sie haben ihn gefunden! Wo? Wo? Athemlos kam der Schmied zu Adam und Martina: „Da ist seine Mütze, jetzt finden wir ihn gewiß."

Martina faßte die triefendnasse Mütze und weinte heiße Thränen darauf: „O Gott! Jetzt ist er ohne Mütze, und der Schnee liegt auf seinem Kopf, wenn er noch am Leben ist."

Martina fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und starrte den Schmied an, der ungeheuerlich ausschaute. Er hatte sich nicht Zeit genommen, das rußige Gesicht zu waschen, und nun hatte der Schnee wunderliche Figuren in sein Gesicht gezeichnet und sein rother Bart war voll Schnee.

„Bleibt ihr auf dem geraden Weg, daß wir euch gleich finden," ſagte der Schmied, und indem er ſich zum Gehen wendete, rief er noch: „Heut' Nacht verdienen wir bei euch, daß wir an eurer Hochzeit vollauf zu trinken kriegen."

Es war wie das wilde Heer, das durch den Wald wüthete, und ein Mann war im Walde, der ſah das wilde Heer leibhaftig. Der Speidel-Röttmann, der ſeinem Sohne gefolgt war, hatte einen Fehltritt gethan und war in die Schlucht hinuntergerollt. Unten wurde er plötzlich nüchtern. Er hatte ſich keinen Schaden gethan. Er ging eine große Strecke auf dem zugefrornen Bach, und wie entſetzliche Ungeheuer ſchauten die Felſen und Bäume auf ihn nieder. Immer mehr Schnee ſchüttelte es auf ihn herab und er wußte nicht, ging er ſtromauf- oder ſtromabwärts. Er verſuchte mit einem Stein das Eis einzubrechen, um gewiß zu werden, wohin der Bach fließe und wohin er des Weges gehen müſſe, aber er konnte keinen Stein löſen. Die ganze Welt iſt gebunden und gibt ihm keine Hülfe. Da, hier iſt eine Lichtung, hier iſt ein Bergweg. — Er ſteigt aufwärts, oft ausgleitend, vom Schnee faſt ganz zugedeckt; aber er läßt nicht ab; der Speidel-Röttmann iſt nicht umſonſt einer der

ſtärkſten. Er erklimmt die Anhöhe. Richtig! Hier iſt ein Weg. Mit dem letzten Griff auf den Boden faßt er etwas: es iſt eine Pfeife. Das iſt Adams Pfeife, da muß er gegangen ſein; jetzt holſt du ihn noch ein, aber wohin iſt er gegangen? Rechts oder links? Die Fußtapfen ſind vom fallenden Schnee ſchon wieder zugeweht. Der Speidel-Röttmann geht den Weg rechts, da fällt ihm wieder ein, nein, links iſt gewiß der rechte Weg; er kehrt wieder um und ſo immer hin und her, als ob ihn ein Geiſt in der Irre führe. Horch! Waldhörnerſchall, Peitſchengeknall, Hundegebell! Was iſt das? Herr Gott! das iſt die wilde Jagd. Es iſt der Schimmelreiter mit dem wilden Gejaid, das knallt und bellt und bläst und mitten drunter ſchreit's wie tauſend und aber tauſend kleine Kinder und wer aufſchaut, dem nimmt es den Kopf weg, wie man den Deckel von einem Topf thut. Alle Schrecken der Hölle kamen über den Speidel-Röttmann. Er hat zwar oft geprahlt, daß all das Gerede von Hexen, Geſpenſtern und Zauberei eitel Lug und Trug ſei, aber jetzt richtet ſich jedes Haar auf ſeinem Kopf auf und gibt Zeugniß, daß die vergangenen Zeiten ſo geſcheit waren wie unſere, und ſie haben Alles geglaubt. Da iſt's jetzt. Verzeih' mir,

daß ich nicht daran geglaubt habe. Ich will's ... Der Speidel-Röttmann ſpringt ab des Weges in den Wald hinein, wirft ſich dort mit dem Angeſicht auf den Boden, daß das wilde Heer über ihn wegziehe und ihn nicht erwürge. So liegt er und ſo hört er's an ſich vorüber ſauſen. Er grub die Hand in das ſchneeige Moos, und das Moos hielt feſt. Es iſt doch noch gut, daß Etwas auf der Welt feſt iſt; — — Halt feſt! halt feſt! Jetzt wirſt du in die Luft gehoben, auf einem Baum, wer weiß wo, wirſt du abgeſetzt, und du haſt das Geſicht nach hinten gedreht und mußt dein Lebtag ſo herumlaufen. Und es iſt wie wenn ihn Jemand höhnte: nicht wahr, das iſt dein eigener Wald? Aber du mitſammt deinen Waldhütern und mitſammt deinen Holzwächtern, ihr könnt Alle nicht verbieten, daß das wilde Heer durchzieht; und hörſt du eine Kinderſtimme? Kennſt du ſie?" ....

Der Speidel-Röttmann weiß nicht, was er ſoll und was er will. Von ſeinem Hauch ſchmilzt der Schnee, in den er das Geſicht gedrückt hat, aber auch in ſeinem verhärteten Herzen will etwas ſchmelzen, und im Angeſicht des Todes ruft er in das ſchneeige Moos hinein: „Joſeph!" wie wenn ihn das Wort

erlöſen könnte. „Ich ſchwör's!“ ruft er noch einmal. Es iſt ihm doch durch den Sinn gefahren, daß ein Kind auf Erden lebt, dem er großes Unrecht thun will, und das um ihn klagt und weint hoch in den Lüften. Er will ſeinen Sohn zu ſich zurückrufen, und der Sohn will ſeinen Sohn rufen. Das iſt ja auf einmal wie eine Kette, die ſich an einander hängt, und immer weiter und .... „ich geb' nach, laßt mich los, behalte du dein Kind!“ Mit dieſen Worten wagte er's endlich, ſich ein wenig aufzurichten. Das Lärmen, Schreien und Rufen tönt weiter aus der Ferne: „Wer biſt du? Wer biſt du?“ ruft plötzlich eine Geſtalt und faßt ihn an, nicht wie ein Menſch, nein, wie ein Geiſt, wie ein wildes Thier mit Krallen.

„Ich bin ein ſchwerer Sünder — ich bin der Röttmann, laß mich los, ſei barmherzig.“

„So? hab' ich dich?“ rief die Geſtalt und kniete auf ihn nieder, „du mußt ſterben, du haſt mein Enkelkind getödtet, verſtoßen, in's Elend geſtürzt.“

„Wie? Was? Du biſt?“

„Ja, du ſollſt wiſſen, wer dir mit der Axt das Hirn einſchlägt. Ich bin's, der Schilder-David. Ja, du verdammter Goliath, ich habe dich am Boden, und ſterben mußt du.“

Die Kraft kehrte in dem Speidel-Röttmann zurück. Es war nur ein kurzes Beſinnen: „Oho! Oho! da iſt nichts zu fürchten!“ und ſeine Hand ging ſchnell ſeinen Gedanken nach. Er ließ mit der Hand von dem, der auf ihn kniete, und zückte das aufrechtſtehende Meſſer, das er bei ſich trug, und jetzt rief er: „Laß los, David, laß los! oder ich ſtech' dich nieder!“

„Deine Gewaltthaten haben ein Ende!“ ſchrie David und riß ihm mit aller Macht das Meſſer aus der Hand. Aber während deſſen hatte ſich der Röttmann raſch aufgerichtet, und nun lag David unter ihm am Boden.

„Siehſt du!“ rief er triumphirend, „jetzt kann ich dir den Garaus machen.“

„Thu's, rotte die ganze Familie aus, meinen Joſeph haſt du getödtet; erſtich mich auch.“

„Steh' auf, ich will dir nichts thun,“ entgegnete der Speidel-Röttmann, „ich weiß nicht, bin ich verrückt, biſt du verrückt, oder iſt die ganze Welt verrückt. Wie kommſt denn du daher? Was iſt denn da im Wald?“

David erzählte mit raſchem Athem, was vorgefallen war, aber mitten drin ſagte er: „Es iſt nicht

recht, daß ich ſo mit dir rede; du und dein Sohn, ihr verdient beide den Tod. Ich will nicht gut mit dir reden, Einer von uns muß auf dem Platz bleiben; ſtich mich nieder, ich will auch hinaus aus dieſer ſchlechten Welt, ich habe nichts mehr drin zu ſuchen."

Mit dieſen Worten warf ſich der Schilder-David auf den Speidel-Röttmann, aber dieſer hielt ihn bei den Armen feſt und die Arme ſtanden ſo feſt, als wären ſie in einen Schraubſtock geſetzt.

„Du dauerſt mich," ſagte der Röttmann.

„Ich will dein Bedauern nicht, du biſt nicht werth, daß dich ein redlicher Menſch mit einem Wort anredet. Du dreimal genähter Schuft, trag' du nur den Kopf hoch, das Höllenthor iſt weit genug, daß du dich nicht zu bücken brauchſt."

„Schimpf' was du willſt, ich bin ſtärker als du. Hör' aber zu, was ich dir ſage. Du ſiehſt, zwingen kann mich Niemand, kein Menſch auf der Welt kann mich zwingen, aber ich will dir was ſagen; ich brauchte es nicht zu halten, es hat's kein Menſch gehört und mit dem Teufel und mit dem wilden Heere, das ſieht man ja, es iſt alles nur Aberglaube, und wenn ich nicht will, kann mir Niemand nichts thun. Aber paß auf, was ich dir ſage. Es geht Niemand was

an, und du brauchſt nicht zu wiſſen, warum und was und wo und wem ich's verſprochen habe. Das iſt mein Wald, und da bin ich Herr, und wenn ich dich in der Nacht hier finde und du haſt die Axt bei dir, kann ich dich binden und niederſchießen, wenn du davon läufſt — wie ich will. Aber — das habe ich Alles nicht ſagen wollen; ja doch, ich will dir nur ſagen, es kann mich Niemand zwingen, aber ich will, und darum iſt's jetzt ſo und da haſt du meine Hand: wenn das Kind noch lebt, wenn wir's finden, und meinetwegen lebendig oder todt, da haſt du meine Hand, ich hab' nichts dagegen."

„Was?!"

„Meine Einwilligung hat er. Wenn ich's recht überlege, ich bin eigentlich nie ſo dagegen geweſen. Ich habe nur meiner Frau folgen müſſen. Ich laufe hier im Wald, ich weiß nicht wie lang, und da drunten, wie ich gemeint habe, die Schneefelſen fallen auf mich nieder, da iſt mir's geweſen, wie wenn ich eine Kinderſtimme rufen hörte: Vater! Vater! Jetzt weiß ich, was es geweſen iſt, und ich kann dir nicht ſagen, wie mir die Stimme in's Herz gegangen iſt, und ich hab' mir geſagt, wenn's noch zu machen iſt, meinetwegen; mag mein

Adam ſeine Martina heirathen, ich geb' mein Wort dazu."

„Wenn die Kuh draußen iſt, macht man den Stall zu, es iſt zu ſpät. Es gibt jetzt kein Glück und keinen Segen mehr auf der Welt. Wenn du das Kind gekannt hätteſt! Das war ein Engel vom Himmel. Aber lieber Gott! jetzt iſt's todt und wer weiß, wo es iſt. Es iſt eine Zeit geweſen, wo ich geglaubt habe, ich könne keinem Menſchen unter die Augen gehen, und jetzt möchte ich aus der Welt gehen, weil das Kind nicht mehr drin iſt. Bin ich's nicht werth geweſen, ſolch ein Enkelchen zu haben, ſo biſt du's noch weniger. Und ich will keinen Frieden, du oder ich, einer muß ſterben. Stich mich nieder, es iſt mir recht, dann komm' ich mit meinem Joſeph aus der Welt."

In Noth und Weinen ſtürzte David nochmals auf den Röttmann los, aber dieſer hielt ihm wieder beide Arme ſteif, daß er ſich nicht rühren konnte. Und ja, es mußte ein Wunder im Speidel-Röttmann vorgegangen ſein, denn er wußte dem David ſo einzureden, daß er mit ihm ging und ſie gemeinſchaftlich den Joſeph ſuchten.

„Joſeph! dein Großvater ruft," ſo ſchrie David,

„Joſeph! dein Großvater ruft," ſo ſchrie der Speidel-Röttmann. David ſchaute ſich mehrmals um, ob's denn auch wirklich wahr iſt, daß der Speidel-Röttmann ſo ruft. David war der Einzige, der, der Anordnung zuwider, allein gegangen war; jetzt hat er einen Kameraden gefunden und was für einen! —

Das Waldhorn klang vom Berge, die Fackeln und die Laternen gingen hin und her, die Hunde bellten und rannten auf und nieder, die Rollen klingelten und die beiden Großväter gingen mit einander dahin, wie wenn ſie von alten Zeiten her gleichen Schritt gehalten. Endlich ſahen ſie Licht in der Ferne blinken, das Licht ſtand feſt, das war in einem Hauſe; ſie wanderten dem Lichte zu.

Vierzehntes Kapitel.

Von einem verirrten Menſchenkind.

Im Hauſe des Schilder-David war's unterdeß, als ob das nicht mehr ein kleines Haus wäre; das einer kleinen Familie gehört. Alles ging aus und ein, und Manche ließen ſogar die Thür offen, die die Frau des Schilder-David jedesmal leiſe zumachte, ohne ein Wort zu ſagen; ja ſie ſagte nicht einmal ein Wort, daß Niemand den Schnee von den Füßen abtrappte, und der Stubenboden war wie ein kleiner See; ſie legte nur immer wieder friſche Laken auf den Boden und wand ſie ſtill aus in einen Kübel, den ſie vor der Thür ausſchüttete.

Die Leegart zog den Schemel, worauf ſie ihre Füße geſtellt hatte, feſter an ſich, damit keine von den Frauen, die ſich um den Tiſch ſetzten, daran Theil nehmen könnte; denn die Leegart iſt's nicht gewohnt, in naſſer Stube zu ſitzen und dazu noch

in solch einer Wachtstube, wie heute die des Schilder-David war.

Die Schilder-Davidin unterhielt dabei beständig ein mächtiges Feuer im Ofen; es war eine Hitze zum Braten, und die Leegart verstand es, eine große Zuhörerschaft, vor Allem sich selber, wach zu halten.

Während Alles hinausstürmte in Nacht und Schneegestöber, in Felsen und Schluchten, und das ganze Dorf aus der Ordnung gekommen war, blieben nur zwei Dinge fest und hielten gleichen Takt: das war die Uhr auf dem Kirchthurm und die Leegart vor ihrem Nähkissen.

Martina hatte mit den Männern die Stube verlassen, es waren aber noch mehrere Frauen da; sie jammerten, daß sich ihre Männer der Lebensgefahr aussetzten um eines einzigen Kindes willen, und vielleicht ihre eignen Kinder dadurch in Elend und Noth setzten. Die Leegart aber, indem sie ihren Faden wichste, sagte: „Ja, im Walde verirren, das ist schrecklich, ich kann auch davon erzählen, es ist mir Einmal im Leben passirt, aber ich habe genug an Einemmale. Nur um Gottes willen nie, nie sich verleiten lassen, einen nähern Weg durch den Wald zu gehen, wenn man ihn nicht kennt. Der nähere Weg

iſt des Teufels Weg. Hab' ich Recht oder nicht? Zum Teufel hat man immer am nächſten. Ich denk' noch daran, als wenn's heute wär', und wer weiß, ob nicht der arme Joſeph denſelben Weg geht; ich bin auch da hinunter gegangen, und der Hutmacher hat ihn ja bei der breiten Buche getroffen, dorthin kommt man. Gott verhüte, daß er meinen Weg machen muß, wie ich dorthin gekommen bin. Es war am Sonntag nach Johanni, nein, am Montag, aber es war ein Feiertag, Peter und Paul war's, wir feiern ihn nicht, aber die Katholiſchen. Ich gehe alſo bei heiter hellem Wetter von daheim fort, habe nichts bei mir, als in einem Tüchle einen ſammtnen Mutzen für des Holderbauern Tochter von Wengern, wißt ihr? die jetzt Wittfrau iſt; man ſagt, ſie heirathet einen ganz jungen Menſchen aus der Gegend von Neuſtädtle, ſie iſt ſchon zwei Sonntag nach einander im Neuſtädtle geweſen und ſoll mit ihm zuſammen gekommen ſein. Sie iſt nicht geſcheit, daß ſie ſo einen jungen Menſchen nimmt. Damals war ſie noch Braut von ihrem erſten Mann, der war ein Brudersſohn vom Heidenmüller, vom alten mein' ich. Ich geh' alſo fort, zuerſt dem Thal nach. Es war ein gutes Jahr, wir haben lange kein ſolches

gehabt; Regen und Sonnenſchein, wie man's nur braucht. Im Wald treffe ich noch des Straßenknechts Kinder an, den Bub und das Maidli. Der Bub iſt Soldat geweſen und iſt hernach bei den Freiſchärlern erſchoſſen worden. Das Maidli iſt im Elſaß, ſie ſoll gut verheirathet ſein. Sie hüten da an der Hecke, wo es die vielen Haſelnüſſe gibt, eine alte und eine junge Geis. Und da frage ich die Kinder, ich weiß nicht warum, ob's nicht einen nähern Weg gibt nach Wengern. Freilich, ſagen die Kinder, ich ſolle nur oben nicht den breiten Weg, ich ſolle bei den Wachholderſträuchen links durch den Wald gehen. Ich will nun, es ſoll mir eins von den Kindern den Weg zeigen, bis ich nicht mehr fehlen kann. Ich weiß nicht, es hat mir ſchon was geahnt. Aber die Kinder ſind ſo dumm, es hat keins allein gehen wollen und mit einander auch nicht. Ich gehe alſo fort, und wie ich oben im Wald bin, da, wo jetzt der Rößleswirth ſeine Aecker hat — damals war's noch Wald weit hinein — ſchreie ich nochmals zu den Kindern hinab, ob ich auf dem rechten Weg ſei, und ſie ſchreien: ja! So wenigſtens, glaub' ich, habe ich gehört. Ich gehe alſo fort und es iſt recht kühl geweſen im Wald; es iſt grad gut, daß ich jetzt im

Wald bin, jetzt fängt es draußen an heiß zu werden, es war gegen zehn Uhr und hier iſt noch friſcher kühler Morgen. Wenn man ſo viel ſitzen muß, thut Einem ſo ein Gang gar wohl, und damals bin ich noch jung geweſen und habe ſpringen können wie ein Füllen. An einer Hagenbuche iſt Alles voller Erdbeeren geſtanden; ich eſſe ein paar, halte mich aber nicht lang auf und mache, daß ich fortkomme. Ich ſteig' und ſteig' und weiß nicht wie lang und ſehe nirgends hinaus und der Weg geht bald bergauf, bald bergab. Was iſt denn das? Bin ich auf einem Holzweg? Man ſagt im Sprüchwort von Einem, der den falſchen Weg geht, er iſt auf dem Holzweg. Und ſo iſt's auch. Der Holzweg führt nicht zu Menſchen. Ich hab's noch nicht gewußt, aber ich hab's erfahren und hab's theuer bezahlt. Ach was, denk' ich, die Zeit wird dir nur lang und von dem vielen Sitzen wird dir jeder Weg zuviel. Ich bin aber doch müde, ich ſetz' mich nieder. Da huſchelt was und raſchelt was, es fällt ein dürrer Zweig vom Baum: ſchau, ſchau, ein Eichkätzchen. Es hängt am Baumſtamm und guckt mich mit ſeinen wunderſitzigen Augen an und macht ein ſpitzes Maul. Ich ſehe ihm nach, wie es den Baum hinaufkräbſelt, und

jetzt ſind zwei da, ſie ſpielen Fangerles mit einander. Hui, wie ſchnell! Bald hüben, bald drüben. Ich muß ſagen, ich habe viel Freude an den Thierchen, und das habe ich meiner Mutter zu danken; hundertmal hat ſie uns geſagt: Kinder, paſſet auf Alles auf, dann habt ihr überall Freude, wo ihr geht und ſteht, und es koſtet nichts, und man weiß nicht, wozu es Einem einmal gut iſt, wenn man auf Alles ordentlich achtet. Aber man ſoll ſich doch auf dem Weg durch nichts ſo aufhalten laſſen: das macht leicht irr. Ich gehe weiter und komme durch einen jungen Tannenwald. Der ſteht ſo dick, da iſt es ganz finſter drin, aber ſchön kühl. Da liegt was. Was iſt denn das? Es iſt ein Hirſch, der ſchläft. Vor Schreck ſchreie ich, und der Hirſch wacht auf und guckt mich nur ſo an mit ſeinen großen Augen, wie wenn er ſagen wollte: du dummes Ding, was ſtörſt du mir meinen Mittagsſchlaf? Ich renne, was ich kann, davon; ich mein', der Hirſch kommt hinter mir drein, und ich meine, ich ſpüre es ſchon, wie er mich auf die Hörner nimmt und den Berg hinunter wirft, und wenn ein dürrer Aſt vom Baum fällt, erſchreck' ich, daß mir alle Glieder zittern. Gottlob, jetzt iſt der Wald aus, und ſo viel tauſend und tauſend Schmetterlinge

hab' ich mein Lebtag nicht geſehen, als da geweſen ſind, und die Wieſe iſt ganz roth. Ich bleib' ſtehen, ich hab' meine Freude daran. Eine Gabelweihe fliegt oben hoch am Himmel und ſchreit, und ich ſchau' dem Vogel zu, wie er fliegt. Schön iſt's, das muß man ſagen, es iſt, wie wenn er nur ſchwimmen thät in der Luft. Jetzt aber fort! halt' dich nicht auf! und jetzt iſt's gut, da iſt ja ein kleiner Fußweg. So denk' ich, jetzt iſt's gewonnen, jetzt biſt du wohl daran, da ſind wieder Menſchen. Es liegt ein beinerner Knopf am Weg, ich heb' ihn auf und ſteck' ihn in die Taſche und das war gut, ich hab's ganz vergeſſen gehabt, daß ich noch ein Stückle Brod in der Taſche habe; das ſchmeckt jetzt prächtig, beſſer hat mir noch kein Hochzeitseſſen geſchmeckt. So im wilden Wald kann man ſich's gar nicht mehr vorſtellen, daß die Menſchen Korn ſäen und ernten und dreſchen und mahlen und backen. Der Weg iſt ſo eng, daß ich immer die Zweige wegthun muß, um durchzukommen. Und tief geht's da neben hinunter, und jäh wie an einem Dach. O lieber Gott, wenn jetzt ein ſchlechter Menſch käm', und raubt' dich aus und wirft dich da hinunter; da fände dich Niemand wieder. Nein, nein, ich thät'

ihm ſagen: da, da haſt du Alles, was ich hab'; da, mein meſſingener Fingerhut und fünfzehn Kreuzer, da haſt du Alles, jetzt laß mich gehen und ich ſchwöre dir einen Eid, daß ich dich nicht verrathe. Muß ich ſo einen Eid aber halten? Ich mein', wegen anderer Menſchen muß ich angeben, was mir geſchehen iſt, daß nicht noch andere auch ſo ausgeraubt werden. In der Angſt fange ich an zu ſingen, und ich mag mir den Kopf herunter reißen, es fallt mir kein frommes Lied ein, als nur das einzige, „das Grab iſt tief und ſtille," und das iſt ſo traurig. Ich ſinge luſtige Lieder, Schelmenlieder, und doch zittert mir das Herz vor Angſt. Gottlob, ſo, jetzt bin ich oben, es geht eine weite, ſchöne, ebene Wieſe fort. Aber heiß iſt mir's geweſen, fürchterlich heiß. Meine Backen brennen und ich bin wie aus dem Waſſer gezogen. Es läßt mir aber keine Ruhe, ich kann nicht ausſchnaufen. Und auf der Wieſe iſt ein Geſumme von tauſend und aber tauſend Bienen. O heiliger Gott! Wenn du jetzt in ein Weſpenneſt träteſt und ſie fliegen auf, und auf dich zu und du biſt wie betrunken. Meine Mutter hat mir erzählt, wie das iſt: man iſt wie betrunken, und da gibt's gar keine Hülfe, wenn man nicht in's Waſſer ſpringt.

Und hier iſt irgends Waſſer. Ja, wenn nur Waſſer da wäre, ich hab' ſo grauſamen Durſt. Was iſt denn aber das? Da hört ja der Weg auf? Und da geht's tief hinab. Und das ſind die mächtigen wilden Felſen. Bin ich denn auf den Felſen im Rockenthal, wo ſeit Erſchaffung der Welt noch kein Menſchenfuß hinaufgekommen iſt? Da liegen die ſchönſten Baumſtämme und verfaulen und kein Menſch kann ſie holen. Nur die Vögel wiſſen, wie es da oben ausſieht. Nein, ſo weit bin ich noch nicht, aber da hinab kann doch mein Weg nicht gehen. Ich rufe: lieber Gott! wo bin ich? — Und ſo ſchauerlich ſchön habe ich noch keinen Widerhall gehört: Wo bin ich? Wo bin ich? Wo bin ich? Gewiß ſiebenmal klingt's wieder, und ſo, wie wenn Eines den Ton hinaufziehen thät' in den Himmel, weit, lang; das kommt von den Felſenwänden und den Schrunden, das klingt wie lauter Muſik, wie wenn Eines die Worte ſingen thät', hat aber einen längeren Athem als ein Menſch. Ich rufe die Namen von allen Menſchen, die ich lieb habe und die mich lieb haben. Ich rufe und rufe, ich habe alle Menſchen lieb. Wenn man ſo in Todesgefahr iſt, da hören alle Händel auf. Ich rufe und rufe, aber es hört mich Niemand, keine Menſchenſeele.

Es nutzt nichts. Mach' dich auf! Ich ſuche. Richtig! Da geht ein anderer Weg nochmals durch den Wald. Aber wie ich weiter komme, geht der auch wieder links ab. Ich denk' aber: jetzt bleibſt du drauf, und gehe fort. Aber da komme ich wieder an eine Bergwand und da iſt kein Weg mehr, ich gehe über die Matte weg und auf einmal ſtehe ich vor einem Abgrund, da geht es kerzengrad hinunter. Ich ſpringe, was ich kann, wieder zurück; es ſchwindelt mir und ich ſpüre es noch, wie der Abgrund an mir reißt und mich hinunter zerren will. Da ſtehe ich und danke Gott, daß ich doch noch auf feſtem Boden bin. Eine Goldammer ſitzt oben auf dem Baum neben mir und ſingt: 's iſt, 's iſt, 's iſt — ſo früüüh! Und wie ich zu dem Vogel aufſchaue, fliegt er davon nach dem jenſeitigen Berg. Die Goldammern machen immer einen Katzenbuckel beim Fliegen, ſie fliegen höher als der Ort iſt, wo ſie hinwollen, und dann laſſen ſie ſich niederfallen. Ja, ſo ein Vogel hat's gut, für ihn gibt's kein Berg und Thal. Wenn ich nur auch ſo fliegen könnte! — Ich wende mich rechts. Gottlob, drüben am Berg ſind Felder, und das Thal iſt wie eine Mulde, wie ein Keſſel. Aber, o mein Gott, bin ich denn auf dem Todtenhof? Ich mein', ich ſeh'

drüben einen Hollunderbuſch, und der iſt doch nur, wo Menſchen ſind oder geweſen ſind. Ja, der Hollunder am Boden und die Schwalbe in der Luft zeigen an, daß da Menſchenwohnungen ſind. Aber ich ſehe kein Haus und Alles hat ſo einen unheimlichen Schimmer, wie damals bei der Sonnenfinſterniß; es iſt nicht Tag und nicht Nacht, und die Bäume und die Berge zittern vor Angſt. O weh! Ich bin auf dem Todtenhof. Da hat vor hundert und hundert Jahren ein reicher Bauer gewohnt, ſo reich und ſo gottlos, und er und ſeine Frau und ſeine Kinder haben ſich alle Tage in Milch gebadet und keinem Armen ein Tröpfle gegeben; die waren noch ſchlimmer als die Röttmännin. Damals aber hat unſer Herrgott noch drein geſchlagen und an einem Sonntag, wie ſie auf der Wieſe mit Käslaiben Ball ſpielen, da hat ſich die Erde aufgethan und den ganzen Hof verſchlungen, Menſch und Vieh. Es ſoll eine Zeit geben, wo Alles wieder aufwacht und auf eine einzige Stunde ſich zeigt. Es iſt nicht recht, man ſoll den Kindern keine ſolche Geſchichten erzählen; das macht abergläubiſch. Ich bin nicht abergläubiſch und es iſt ja Tag. Aber die Sonne iſt nicht am Himmel, nichts als ſchwarze Wolken,

und die Haare ſind mir zu Berg geſtanden. Und das Schrecklichſte iſt mir immer geweſen, nicht die Menſchen, wenn ſie wieder aufwachen, aber wenn da die Hunde aus dem Boden herauskommen, und auf einmal zu bellen anfangen, das iſt doch ſchrecklich. Es iſt Alles nicht wahr! ſchrei' ich in's Thal hinein, und das hat mir Muth gemacht. Ich denk' aber doch, das Geſcheiteſte wäre, du kehrteſt um, du mußt ja heute nicht nach Wengern; ja, aber umkehren iſt gerade ſo weit, und du weißt eben ſo wenig einen Weg heim, als wenn du jetzt weiter gehſt. Ich hätte mich geſchämt vor den Leuten, wenn ich hätte ſollen zurückgehen und ſagen, ich bin verirrt geweſen. Alſo fort! Kommſt du nicht nach Wengern, ſo kommſt du doch zu Menſchen. Laß nur keinen Aberglauben mehr über dich kommen, und es iſt ja heller Tag, und heute Nacht iſt Vollmond, da kannſt du heim, wenn du ausgeruht biſt, oder kannſt auch in Wengern bleiben. Es wartet ja Niemand auf dich. Ich ſtehe ja leider ganz allein da. Und das iſt mir jetzt ſchwer auf's Herz gefallen, daß ich ſo allein auf der Welt bin; Niemand fragt nach mir und Niemand weint, wenn ich verloren bin. Ich muß ſagen, ich hab' ſelber faſt weinen müſſen. Aber nein, das iſt

Unrecht, ich hab' noch Menſchen, die nach mir fragen, und wie bang wird es ihnen ſein, wie werden ſie ſich freuen, wenn ich ihnen erzählen kann, wo ich überall geweſen bin. Ja, iſt's denn nicht bald aus? Es iſt ſchon genug; ich habe ſchon genug zu erzählen. Und müd, grauſam müd bin ich geweſen. Aber das iſt jetzt nichts, du mußt fort. Ich höre einen Bub jodeln, drüben am Berg. Es iſt mir gewiß nicht zum Jodeln geweſen in meiner Herzensangſt, aber ich jodle auch und ich kann's gut; in meiner Jugend habe ich Alle überſchrieen, man hat mich auf eine Stunde Wegs gehört."

Die Leegart legte die Hand an die Wange und ließ jenen gellen Waldruf vernehmen, der wie eine zackige Bergesſpitze aufſteigt und in ſcharfen Abſätzen wieder niederfällt zu Thal. Sie konnte für ihre Jahre noch mächtig ihre Stimme erheben.

Die Schilder-Davidin, die von der ganzen Erzählung bisher nichts gehört, ſprang von der Ofenbank auf und fragte: „Um's Himmels willen, was gibt's?" Die zuhörenden Frauen und Leegart hatten viel Mühe, ſie zu beruhigen und ihr zu erklären, warum Leegart ſo laut geſchrien habe. Die Alte ſetzte ſich wieder ſtill auf ihre Bank und murmelte

vor ſich hin: „Ich bin ausgeruht. Wenn ich nur meine ausgeruhten Füße meiner Martina leihen könnte!“

Die Frauen drängten, daß Leegart fortfahre. Sie wichste einen friſchen Faden und übernähte kreuz und quer den Kragen an der Jacke, die eigentlich ſchon lange fertig war; aber ſie wollte nicht ablaſſen, denn es iſt ja ſicher und gewiß, ein Menſchenkind kann nicht ſterben, ſo lang man für daſſelbe näht. Dazu hielt das Erzählen der Leegart gut wach, und man wollte nicht ſchlafen gehen, bis die Männer wieder heimgekehrt waren, und zum Mitternachtsgottesdienſt gleich bereit ſein.

Nachdem die Leegart ganz heimlich geſchnupft hatte, fuhr ſie fort: „Ich jodle alſo und der Bub antwortet mir, wie wenn das Jodeln zur Luſtbarkeit wär'. Ich rufe: wo geht der Weg hin? Aber er jodelt mir zur Antwort. Geh' zum Teufel mit deinem Jodeln, ſag' ich. Ich fürchte mich, wie ich das geſagt habe, aber ich hab's doch geſagt. Richtig, da geht wieder ein Weg in den Wald. Wenn's nur kein Holzweg iſt, naß genug iſt er dazu, da wird's das ganze Jahr nicht trocken vor den dichten Bäumen. Da ſind Quellen. Wenn ich nur trinken könnte!

Aber ich kriege nichts davon als naſſe Füß'. Ich gehe neben dem Weg in den Wald, da geht ſich's weich wie auf einem Bett; das Moos iſt ſo tief, da iſt ſo lang die Welt ſteht keine Handvoll ausgerauft worden. Wer ſollte es auch von da oben holen? Jetzt iſt der naſſe Weg vorbei, da geht's trocken bergab, aber ich ſehe keinen Weg mehr. Bei den Tannennadeln ſieht man nicht, wo ein Menſch gegangen iſt, und meine Schuhe ſind ſo glatt wie geſchliffen. Und jetzt reiß' ich mich auch noch an einem Stechapfel, daß ich blute. Schadet nichts! Gottlob, da liegt ein Stück von einem Ziegelſtein; ich nehm' ihn auf, ja es iſt ein Ziegelſtein, das iſt gut, da müſſen einmal Menſchen geweſen ſein; der Ziegelſtein wächst nicht von ſelber. Der ſchönſte Diamant wäre mir nicht lieber geweſen als das Stück Ziegelſtein. Ich gehe weiter und bin ganz ruhig, und ich erſchrecke nicht einmal, wie da eine Otter zuſammengeringelt in der Sonne liegt; ich werfe meinen Ziegelſtein nach ihr und ſie huſchelt davon. O, wie viel Erdbeeren ſind da! Die holt aber Niemand, es kommt Niemand dahin, wer nicht verirrt iſt, und ich einfältiges Ding wage es nicht zu pflücken und meinen Durſt zu löſchen, weil ich meine, die Otter habe

alle Erdbeeren vergiftet. Gut, da ist eine Rinnse, wo sie drüben vom Walde die Baumstämme heruntersschleifen. Da muß es hinuntergehen, ich mein', ich höre den Bach rauschen; das ist gewiß unser Bach, es kann aber auch das Rauschen in den Baumgipfeln sein; wenn man in der Irre ist, da hört man auch nicht recht. Sei's was es will, in's Thal muß ich. Ich nehme meine Röcke auf und halte das Päckchen mit dem Putzen darin; das Päckchen hat mir viel Mühe gemacht; wenn man bergaus und bergein so was unterm Arm tragen muß, und wenn's auch nicht schwer ist, es ist doch, wie wenn die eine Hand festgebunden wäre. Still! Jetzt höre ich einen Wagen unten im Thal, da muß eine gute Straße sein, das ist ein einspänniges Bernerwägele oder auch ein zweispänniges, das so schnell rollt; jetzt geht's um eine Ecke und jetzt hört man's nicht mehr. O weh! hast dich wieder anführen lassen; das ist ja der Wald, der so rauscht, und jetzt ist's über dir. Auf nichts mehr horchen jetzt! Ich helf' mir selber. Ich springe zu, aber es wird so steil, daß man keinen Fuß mehr setzen kann. Und da ist auch der Boden vom Baumschleifen so hart, daß man mit den Hacken nicht mehr einsetzen kann, und ich zerreiße ein Paar Schuhe,

die zwei Gulden koſten, nicht die Hälfte habe ich an dem Mutzen verdient. Was thut's? Wenn ich nur mit meinen geſunden Gliedern davon komme! Nur Einmal bin ich gefallen. Man ſoll ſich an nichts halten, wenn man's nicht vorher unterſucht hat; Ginſter hat einen guten Anhalt, das iſt feſt im Boden; ich halte mich aber einmal an einer Baumwurzel, die Wurzel bleibt mir in der Hand, ich rutſche ein gut Stück hinunter. Ich drücke die Augen zu: jetzt mußt du ſterben, jetzt iſt's aus. Ich bleibe aber an einem Felſen liegen, mitten in einem Ameiſenhaufen. Ich mache, daß ich davon komme. Ich gehe in der Nähe der Rinnſe, ich halte ſie im Aug', in den Wald, und ſpringe von Baum zu Baum; es iſt kein Springen mehr, es iſt wie geworfen, wie die Sperlinge fliegen und ihre Flügel zuſammenklappen und ſich in der Luft überſtürzen, ſo iſt's. Ich muß faſt lachen, wie ich das denke, aber es iſt mir nicht zum Lachen geweſen. Ich denk', davon kannſt du dein Lebenlang erzählen, und da denk' ich wieder, wenn du es nur ſchon erzählen könnteſt, dann wär's vorbei. Es wird ſchon vorbei gehen, du ſtirbſt nicht daran, nur immerfort. Und ſo hab' ich mich immer von einem Zweig zum andern gegriffen und nur einmal bin ich noch

gerutſcht, aber gefallen bin ich nicht mehr. Und die Geröllſteine kugeln vor mir hinunter, hüpfen vor mir in die Höhe und rollen lang, und ich mein', ich höre ſie unten im Bach aufklatſchen. Und ich denk', wenn du fällſt, ſo fällſt du auch hinunter. Ich klammere mich mit den Nägeln in den Boden, und fort und fort und wieder abſeits in das Gebüſch, wo man neben der Rinnſe den Fuß einſetzen kann. Endlich und endlich bin ich unten, aber halt' dich! Keinen Schritt weiter oder du biſt des Todes. Haushoch geht's, wie mit dem Meſſer abgeſchnitten in den Bach. Da ſtehe ich, ich kann mit der Hand die Gipfel der Tannen greifen, die im Thal ſtehen, aber da iſt kein Weg. Ich gehe zwei Schritt zurück und halte mich an einem Baum, und jetzt iſt mir's doch wohler. Da fließt das Waſſer. Gott ſei Lob und Dank, da iſt das Thal, und im Thal ſein, iſt daheim ſein. Wie gut rauſcht das Waſſer, ſo heimelich, ſo getreu und ſo zufrieden, und das hat mir meinen Durſt halb gelöſcht, nur vom Hören und Sehen. Jetzt habe ich noch das ſchwerſte Kunſtſtück durchgemacht, wie ich da auf einem weiten Umweg endlich in's Thal herunter klettere. Und wie ich im Thal bin, da meine ich, jetzt ſtehe ich erſt wieder aufrecht.

Der Schweiß rinnt an mir herunter, immer ein Tropfen ſchlägt den andern; ich ſetze mich auf einen Stamm, der da liegt, da grad bei der breiten Buche, da wo der Hutmacher den Joſeph gefunden hat. O wie heiß iſt mir! Ein Pferd, das ſieben Stunden Galopp gelaufen iſt, kann nicht ſtärker dampfen. Ich möchte mir gerade alle Kleider herunterreißen, es iſt aber kühl im Thal. Die Sonne geht ſchon hinter die Berge, und es war noch nicht Mittag geweſen, als ich daheim fort bin. — Ich ſehe Schwalben fliegen, o wie hat mich das gefreut! Und jetzt höre ich einen Hahn krähen. Keine Nachtigall ſingt ſo ſchön, wie ſo ein Hahn, wenn man verirrt geweſen iſt. So, jetzt bin ich wieder in der Welt. Ich höre eine Henne gackern — wo ein Ei gelegt wird, freut ſich eine Frau. Ich höre einen Hund bellen — wo ein Hund bellt, iſt ein Mann um den Weg. Ich bin wieder in der Welt. Und jetzt hör' ich eine Mühle rauſchen. Wo bin ich denn? — Ich hab', ſo lange ich in der Irre war, in der Angſt nicht geweint, aber jetzt, da ich gerettet war, jetzt iſt mir's erſt deutlich geworden, in welcher Gefahr ich geſteckt habe, und ich habe geweint, daß ich meine, ich muß vergehen, und hab' ihm doch nicht Einhalt thun können. Da

kommt glücklicherweiſe ein Holzhauer. Ich frage: wo bin ich? Da droben iſt Röttmannshof, ſagt der Holzhauer und will davon gehen. Ich ruf' ihm noch nach: wieviel Uhr iſt? Fünfe vorbei. Alſo ſieben geſchlagene Stunden bin ich ſo herumgelaufen, das hätte ich doch nicht geglaubt. Ja ſieben Stunden! Wenn ich abergläubiſch wäre, könnte ich meinen, es ſei der Kohlergeiſt geweſen, der mich ſo umgeführt hat, denn geſchlagene ſieben Stunden führen ſie einen in der Irre herum, beſonders die Taggeiſter. Ich gehe nun den Bach aufwärts, da muß ich ja nach der Heidenmühle kommen. Ich gehe den Weg fort der Mühle zu. Aber kaum bin ich zweihundert Schritte gegangen, da ſeh' ich, ich habe mein Päckle liegen laſſen auf dem Baumſtamm, und es hat mir ſo viel Mühe gemacht und ich hab's mit ſo viel Noth bewahrt. Lieber Himmel! Auch das noch. Vielleicht hat's der Holzhauer geſtohlen und ich muß das Zeug bezahlen, ſtatt daß ich Lohn bekomme. Ich renne zurück. Ja, die Menſchen ſind gut und ehrlich, wenn ſie von was nicht wiſſen, wo's liegt. Mein Päckle war hinter den Baumſtamm gerutſcht, da liegt's noch.

Die Heidenmüllerin war eine gute Frau, ihre Tochter, die Toni, artet ihr nach. Die Heidenmüllerin

hat mir trockene Kleider gegeben und mich gepflegt wie eine Schweſter. Aber drei Tage hab ich's geſpürt, wie wenn mir alle Glieder zerſchlagen wären. Und wie ich wieder heimgekommen bin — ach Gott, wenn man ſo verirrt geweſen iſt, man glaubt gar nicht mehr, daß es ein Daheim gibt; einen Ort, wo dein Bett ſteht, dein Spiegel, dein Tiſch, deine Kommode, dein Geſangbuch. O was ſind das aber für lauter gute Freunde, und wie lieb hat man ſie dann, wenn man heim kommt, und möcht' dem Tiſch und dem Stuhl ſchön Dank ſagen, weil er ſtillgehalten und gewartet hat, bis man wieder kommt. Und wißt ihr, was noch das Aergſte iſt beim Verirren? Daß man ausgelacht wird, wenn man's hernach erzählt. Aber ich wünſche Niemand, nicht einmal der Röttmännin, daß es ſo drein kommen ſollt'. Und es war ein ſchöner Sommertag, den Sonntag nach Johanni; nein, nicht Sonntag, es war ja Montag Peter und Paul. O wie muß es erſt ſein, wenn man im Schnee und in der Nacht und ſo jung da draußen iſt; da kann man nichts thun, als ſich hinlegen und ſterben. Ach Gott! Ich ſehe das Kind vor mir, da ſteckt es im Schnee oder in einer Felſenſpalte und ſchlägelt mit den Händen, und die

Füße ſind feſt und es kann nicht fort, und es ſchreit: Mutter! und es horcht, und es meint, es käme Jemand und es gibt Niemand Antwort, als der Rabe auf dem Baum. Und ein Haſe läuft an ihm vorbei, huſch! über den Schnee weg. Er fürchtet ſich vor dem Kinde, und das Kind ſchaut ihm nach und vergißt ſein Elend wieder. Mutter! Mutter! ruft es, und es iſt nur noch ein Glück, daß es bald einſchläft zum Nimmerwiederaufwachen. Ach Gott! Ich bin doch die unglücklichſte Perſon, daß ich mir Alles ſo ausdenken kann und ſo ausdenken muß; aber das iſt ſo in unſerer Familie, und meiner Mutter hat man nicht umſonſt nachgeſagt, daß ſie mehr könne als Brod eſſen. Und wie iſt's dem armen Kind gegangen, das drüben in Wengern begraben liegt? Man hat's im Wald gefunden am dritten Tag, ganz mit Schnee bedeckt und nur auf dem Herzen war der Schnee geſchmolzen. Alle Menſchen, die's geſehen haben, haben weinen müſſen, daß es ihnen faſt das Herz abgeſtoßen hat, und die Mutter iſt närriſch darüber geworden. Der Pfarrer hat dem Kind eine ſchöne Grabſchrift geſetzt; ich hab' ſie einmal auswendig gekonnt, aber ich kann ſie nicht mehr. Und wie iſt's dem Hutmacher gegangen, der am

Neujahrstag die friſchgefärbten Hüte nach Knuslingen trägt? Er kommt in die Schröckelhalde, da wo ich auch geweſen bin, wie ich verirrt war, und von da auf's Feld, und es iſt ein Nebel und man ſieht die Hand vor den Augen nicht. Er lauft gewiß ſiebenmal um's Dorf herum und kann nicht hinein kommen. Es läutet, aber er hört's immer von einer andern Seite und kommt nicht dazu. Endlich hört er Gänſe ſchreien, er geht auf das Gänſegeſchrei zu und kommt richtig in's Dorf; aber wie hat er ausgeſehen! wie wenn man ihn gerade aus der Erde herausgenommen hätte. Ja, eins habe ich noch zu ſagen vergeſſen, der Heidenmüller" — hier wurde aber Leegart von einem großen Geſchrei vor dem Hauſe unterbrochen.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Kind, das ſeinen Vater ſucht.

Die Leegart beherrſchte das Haus des Schilder-David vom Morgen bis in die Nacht, und ſo war's natürlich, daß ſie auch am Mittag den kleinen Joſeph verbannt hatte; man konnte ja in ſeinem Beiſein nicht von dem ſprechen, was doch nothwendig beſprochen werden mußte.

Die Nachricht, daß der Pfarrer das Dorf verlaſſen wolle, kam zuerſt zur Leegart. Und jetzt zeigte ſich's, daß ſie nicht umſonſt der Geheime Gemeinderath genannt wurde. Sie ließ ſofort zwei Gemeinderäthe holen und ſchickte ſie zum Schilder-David, damit ſie den Pfarrer gemeinſam von ſeinem Vorſatze abbringen.

Ein Knecht aus der Heidenmühle hatte Wein beim Rößleswirth und Zucker und allerlei Gewürz beim Krämer geholt; das blieb natürlich ebenfalls

nicht verborgen im Dorfe, und die Nachricht fand den ſchnellſten Weg zum Hauſe des Schilder-David, das ging's ja am nächſten an, und war ja auch dort die Leegart, die immer die friſcheſten Nachrichten haben mußte. Jedes ſuchte einen Stolz darin, ihr was Neues mitzutheilen, und es iſt nicht mehr als einfache Schuldigkeit, ihr Bericht zu geben; man hat das ſchon lang im Voraus bezahlt. Nun gab's eine wahre Luſt den Würzwein zu brauen, der zur Verlobung von Adam und des Heidenmüllers Toni bereitet wurde; Leegart that auch Gewürze dran, aber ganz andere als man beim Kaufmann ausgewogen bekommt. Sie wünſchte ſtets, wenn ſie nur Gift hinein ſprechen könnte, daß alle, die davon trinken, ſterben müßten; beſonders aber ſchwankte ſie, wem ſie am liebſten den Tod wünſchte, der Röttmännin oder dem verdammten Heidenmüller, der ſein einziges Kind zu ſo einem Frevel verkauft, weil er das Heirathsgut ſpart.

Martina hatte es doch leid gethan, daß der Joſeph heute ſo aus dem Hauſe verbannt war. Er ſollte aber das, was hier geſprochen wurde, doch nicht hören, und wenn ſie auch nicht in die Verwünſchungen der Leegart einſtimmte, ſie konnte doch

klagen und weinen. Sie hatte Joſeph wieder zu Häſpele geſchickt, aber Joſeph hatte genug von dem Hunde geredet, den er nicht bekommen ſollte; er ging durch's Dorf und bald ſagte ihm eine Frau, die ihm begegnete, mitleidig: o du armes Kind! Heut' iſt ein böſer Tag für dich. — Joſeph fand das auch, er war ja aus dem Hauſe verſtoßen. — Bald ſagte ein Anderes, die böſe Kunde klug bemäntelnd: Joſeph! was macht dein Vater? haſt ihn lange nicht geſehen? Der Knabe merkte, daß etwas im Dorfe vorgeht und Alles auf ihn gerichtet iſt; er hielt aber ſein Wort gegen die Mutter und ſagte Niemand, daß der Vater heute komme.

Es ſchneite unaufhörlich und Joſeph war ganz allein auf dem Eis am Weiher, er ſchlitterte auf und ab und ſchaute immer nach dem Wege, wo der Vater herkommen ſollte. Es war ihm aber doch zu einſam, er ging zum Großvater. Vor der Thür der Werkſtatt blieb er ſtehen, denn er hörte drin zwei Männer reden; er kannte ihre Stimmen, es waren die Gemeindeälteſten, der Wagner und der Harzbauer; ſie ſprachen davon, daß die Pfarrköchin verrathen habe, der Pfarrer wolle aus dem Dorfe, und ſie glaube, daß beſonders der Röttmann und

der Heidenmüller mit daran ſchuld ſeien, und dazwiſchen wurde auf Adam geſchimpft, er heiße nicht umſonſt der Gaul, er laſſe ſich aufzäumen und mit ſich kutſchiren, wohin man wolle. Jetzt kamen die Männer heraus mit dem Großvater, und dieſer ſagte: „So, du biſt da, Joſeph? Geh heim, ich komm auch bald.“ Der Großvater nahm ihn nicht an der Hand, wie ſonſt, ſondern ging mit den Männern nach dem Pfarrhauſe. Joſeph ſtand ſtill, und plötzlich, als ob ihm Jemand gepfiffen hätte, wendete er ſich und rannte das Dorf hinaus, in's Feld, dem Vater entgegen. „Der wird ſich freuen! Und er ſetzt mich zu ſich auf's Pferd.“ Fort rannte der Knabe durch's Feld und hinab in den Wald mit fröhlichen Sprüngen. Er ſtrich ſich nur bisweilen mit der Hand den Schnee vom Geſicht und von der Bruſt, machte kleine Schneeballen daraus, warf ſie an die Bäume, die er ſich auswählte, und traf immer gut. Im Walde ging er aber langſamer und ſchaute ſich oft um. Auf einem Ebereſchenbaum am Wege ſaßen ein paar Gimpel und zwitſcherten nur manchmal wie verſchlafen und pickten dazwiſchen die rothen Beeren ab, aber noch mehr als ſie aufpickten, fielen auf den Boden in den Schnee. „Ihr ſeid ja wahre Gimpel,

ihr verderbt mehr Futter als ihr freſſet," ſagte Joſeph und ging, die einfältigen Thiere verachtend, weiter. Drunten im Thal den Bach entlang ſang ein Vogel ſo wunderſam, ſo innig in ſich hinein, faſt wie eine Droſſel. Wer iſt das? Und der Vogel ſingt und fliegt immer weit voraus, je weiter man geht, immer voraus den Bach entlang, er lockt, wie wenn er ſagen wollte: komm nach! komm nach, komm daher, da bin ich, da iſt's prächtig, gar prächtig! Und kommt man ihm nach, iſt er immer ſchon voraus, weiter und weiter. Da wo der Weg eine ſcharfe Biegung macht, lag tiefer Schnee; bis an die Knie ſank Joſeph ein beim erſten Schritt, er war aber klug, kletterte einen ſteilen Berghang hinauf und jenſeits der Schneewehe wieder hinab auf den Weg. Es iſt gut, daß hier am Hang, wo es ſcharf hinabgeht, Ebereſchen angepflanzt ſind, da weiß man den Weg. Gehören die Ebereſchen auch meinem Vater? fragte Joſeph faſt laut. Die Bäume wußten nicht zu antworten, und es war kein Menſch da, der Beſcheid geben konnte. Ein Fuchs ſtand nicht weit vom Wege im Dickicht und blinzelte nach dem Knaben; er mochte auch verwundert ſein, was das für eine ſeltſame Erſcheinung ſei; er blieb lange ſtehen unverrückt und

ſchaute nach dem Knaben, bis dieſer rief: „Gehſt fort!“ Und fort trollte ſich der Fuchs, aber gar nicht eilig, und der kleine Joſeph ſagte faſt laut vor ſich hin: „Ja, Großvater, ſo iſt's, wie du geſagt, jetzt hab' ich's auch geſehen: der Fuchs ſchleift ſeinen Schwanz auf dem Boden nach und verwiſcht ſeine Fußtapfen, daß man nicht ſehen kann, wo er gegangen iſt, das iſt geſcheit.“ Elſtern ſchnatterten aus den Baumgipfeln und ein Kreuzſchnabel ſtand unten im Thal am Felſenvorſprung und der Knabe nickte ihm mehrmals zu und der Vogel nickte auch, er ſprach kein lautes Wort, er that nur ſeinen Schnabel auf und zu, wie wenn er ſagen wollte: ich hab' Hunger. „Da haſt,“ rief der kleine Joſeph und warf das einzige Stückchen Brod, das er noch bei ſich hatte, hinab in die Schlucht; der Vogel mochte es für einen Steinwurf halten, denn er flog ſcheu auf, und das Stückchen Brod war im Schnee vergraben, und Niemand hatte etwas davon.

Ruhig ging Joſeph weiter, wartete bald unter einem Baum, bald unter einem vorſpringenden Felſen, und ſah mit Behagen zu, wie der Schnee in eiligem Gewimmel und doch ſo ſtill herunterfiel und immer mehr Alles zudeckte. „Morgen muß mich mein Vater

Schlitten fahren," sagte er einmal vor sich hin, und in Gedanken an den Vater ging er wieder weiter und immer weiter. Es dämmerte, es begann dem Knaben doch schon etwas bange zu werden, aber er ging doch immer fort, und gut war's, daß ihn der Schilder-David vor allem hierländischen Aberglauben bewahrt hatte, aber der Häspele hat doch gesagt, daß die Seelen der Verstorbenen wie Lichter in der Nacht auf den Kirchhöfen tanzen, und auch manchmal im Wald, und der Schimmelreiter, der durch die Luft reitet, der kann knallen, der hat eine Tanne so hoch wie der Kirchthurm als Geißelstecken. Da ist das steinerne Kreuz am Wege, wo einstmals ein Knecht mit Roß und Wagen den Berg hinunter gefallen ist, dort sitzt ein Rabe auf dem Kreuz. „Du bist doch nichts als ein Rabe," sagt der Joseph und wirft einen Schneeballen nach dem Vogel, der davon fliegt.

Weiter ging Joseph, da stand ein Bildstock, halbverschneite Menschengesichter, sommerlich gekleidet, sahen aus der Vertiefung heraus, in der das Bild angebracht war. Joseph brach einen Tannenzweig und wischte damit allen Schnee von dem Bilde ab. Die Figuren sahen ihn seltsam starr an. Da stehen

fünf Männer in der Tiefe unter grünen Bäumen, ſie tragen weiße Hemden, grüne Hoſenträger und kurze gelbe Lederhoſen. Sie ſtehen in Einer Reihe und Jeder hat eine Axt in der Hand, vorn aber ſteht Einer mit der Axt allein und neben ihm liegt ein Menſch am Boden, wie eine Schnur verdreht und blutend, er liegt neben einem gefällten Baume.

Joſeph las die Aufſchrift. Da ſteht's: Vinzenz Röttmann iſt den 17. Auguſt unter einen Baum gekommen, hat große Schmerzen ausgeſtanden, den 23. Auguſt geſtorben. Gott gebe ihm die ewige Ruhe und treffe alle Schuldigen.

Joſeph ſchauderte; die Figuren ſehen ihn ſo an, wie wenn er auch ſchuldig wäre. Und was iſt das für ein Röttmann?

Zum Zeichen, daß er unſchuldig wäre, legte Joſeph den grünen Zweig auf den Bildſtock und ging weiter, nicht ohne Furcht, weil ihm die Männer dort auf dem Bildſtock ſo nachſchauen.

Was kommt denn dort des Weges? Iſt's ein Menſch? Er hat hundert Höcker, das iſt ein Geiſt. Er kommt näher, immer näher. Joſeph geht herzhaft auf ihn zu und ſagt: „Guten Abend!“ Der Mann

mit den hundert Höckern — es war der Hutmacher mit den vielen dreieckigen Hüten, die er an ſich herumhängen hatte — will mit gutem Zureden und mit Gewalt den Joſeph zurückführen, aber er entwiſcht ihm und im Weitergehen ſchreit er laut in den Wald hinein: Vater! Vater! Und immer weiter ging's: „Er wird bald kommen, er hört dich.“ Es wird immer dunklere Nacht, Joſeph geht unaufhaltſam ſeinen Weg und: „Vater! Vater!“ ruft er und ſeine Wangen glühen, daß der Schnee, der darauf fällt, alsbald ſchmilzt.

Er ſagt ſein Nachtgebet wohl dreißigmal vor ſich hin und: „Lieber Gott, laß meinen Vater geſund!“ Das ſagt er immer mit beſonderer Andacht, und wieder macht er ſich auf, er hört unten in der Thalſchlucht etwas knattern und ächzen, nein, es iſt wieder ſtill. Aber, wo iſt jetzt der Weg? — Da iſt ja kein Weg mehr. — Weinend rennt der Knabe fort und ſtellt ſich bald an dieſen, bald an jenen Baum. „Vater! Mutter! Vater! Lieber Gott, hilf mir!“ So ruft er, und Gott hat ihn gehört. Es kommen drei Engel mit Lichtern daher, ſie haben weiße Kleider an und güldene Kronen auf dem Kopfe und ſingen ſo wunderſam:

Wachet auf, wachet auf,
Kommet alle zu mir!
Die Zeit und die Stunde
Iſt kommen allhier.

Sie kommen immer näher und näher und jetzt ſind ſie da, und Joſeph geht muthig auf ſie zu und ſagt: „Liebe Engel, nehmt mich mit und bringt mich zu meinem Vater und meiner Mutter.“

„Herr Gott, ein Geiſt! Herr Gott, das Chriſtkindle!“ rufen die drei Engel und rennen mit ihren Fackeln davon und ſo ſchnell, ja ſie haben Flügel, die können gehen und fliegen, wie ſie wollen.

Joſeph kommt ihnen nicht nach, er ſtürzt, richtet ſich wieder auf. Alles iſt verſchwunden, er ſteht wieder verlaſſen. Aber dort flimmert wieder eine Fackel auf. Nur nach. Joſeph hat ſeine Mütze verloren, aber er merkt es nicht, rennt aus voller Macht und ſchreit: „Wartet! Wartet! Ich bin ja der Joſeph.“ Aber die Engel warten nicht und ſind nicht mehr zu ſehen. Die Fußtapfen ſind aber zu ſehen auf dem Wege und Joſeph geht ihnen nach, immer nach, weiter und weiter und endlich auf der Anhöhe — — Gottlob, da blinkt ein Licht,

viele Lichter, da ist ja Alles so hell. Das ganze Wohlgefühl, daß dort Menschen geschützt unter Dach sind, kam über das verirrte Kind, und mit neuer Kraft rennt es nach dem Lichte hin und kommt richtig hinab zur Heidenmühle. Eben gingen die drei Engel die Freitreppe hinauf. Sie sangen:

Es singen drei Könige diesen Gesang,
Sie singen wohl oben mit himmlischem Klang:
Wachet auf, wachet auf,
Kommet alle zu mir!
Die Zeit und die Stunde
Ist kommen allhier.

Joseph ging hinter den Singenden drein und wagte kaum zu athmen, geschweige zu rufen. Nur nicht rufen, sonst fliegen die Engel wieder davon. Er ging mit ihnen in die Stube, und die drei Engel sangen das Lied von den heiligen drei Königen zu Ende. Man hörte ihnen ruhig zu, gab ihnen zu essen und zu trinken und noch Geschenke obendrein, und die Engel aßen und tranken und bedankten sich gar schön. Joseph wurde es nun auch klar, daß das nicht Engel, sondern verkleidete Knaben waren, die die heiligen drei Könige spielten, sie gingen fort und

Joſeph blieb allein. Jetzt erſt wurde er von den Anweſenden im Hauſe bemerkt.

„Wer biſt du? Woher kommſt du? Was thuſt du da?“ So wurde er jetzt von der Röttmännin und der Heidenmüllerin und deren Tochter bedrängt.

„Iß zuerſt was und wärme dich dabei, du biſt ja ganz naß und ohne Mütze, ſagte die Braut, „da, iß und trink, hernach wollen wir ſchon weiter reden. Komm, ich zieh' dir deine Jacke aus, und will ſie an den Ofen hängen, ſetz' dich nicht gleich da an den Ofen, das iſt nicht gut.“

„Ein ſchöner Bub,“ ſagte die Heidenmüllerin, während Joſeph einige Schluck Glühwein trank.

„Die Engel haben mich doch gut geführt, ſolche Getränke bekommt man im Himmel,“ ſagte Joſeph.

„In den Augen der Röttmännin blitzte es gar ſeltſam, da ſie dieſe Worte und dieſe Stimme hörte; ſie rückte die Flaſche weg, die vor ihr ſtand, und ſchaute auf den Knaben faſt wie der Fuchs dort im Wald.

„Woher biſt du?“ fragte die Braut.

„Von Waldhauſen.“

„Und wer iſt dein Vater?“

„Er iſt nicht da.“

„Und wie heißt deine Mutter?“

„Martina, und mein Großvater iſt der Schilder-David.

„So hab' ich dich!“ ſchrie die wilde Röttmännin, „Herr Gott, das iſt meines Adams Sohn.“ Sie ſprang behend auf und faßte den Knaben wie mit Geierkrallen.

„Ja, Adam heißt mein Vater. Kennt ihr ihn?“

„Komm, ich bringe dich in die Kammer, ich thue dich in's Bett,“ rief die Röttmännin.

„Ich geh' aber nicht mit dir,“ ſagte Joſeph; „du willſt mich kochen wie die Hexe. Laß los oder ich beiß.“

„Ich will dich beißen, ich will dich kochen,“ ſchrie die Röttmännin lachend. „O das iſt ein Glück vom Himmel, daß uns das Kind in die Hand gelaufen iſt. Wir halten's verborgen und gebens nicht her. Jetzt können wir den Adam und Alle zwingen, daß er nach unſrer Pfeife tanzen muß.“

„Ich geb' Euch aber das Kind nicht,“ trat die Braut vor; „fürchte dich nicht, fürchte dir gar nicht, komm, ſetze dich auf meinen Schooß, ſo. Wart', ich zieh' dir deine Schuhe aus und zieh' dir meine an. So, jetzt wird's dir warm werden. Jetzt ſag: weiß

denn deine Mutter, daß du von daheim fort biſt? Und warum biſt du fort? So allein in der böſen Nacht?“

„Ich bin meinem Vater entgegen, und ſie ſchimpfen im ganzen Dorf auf meinen Vater, weil er ſo ſtark iſt wie ein Gaul, und meine Großmutter, die ſoll der helle Teufel ſein, und ich hab's ihnen Allen ſagen wollen. —“

„Wart', ich will dir heller Teufel!“ ſo ſchrie die wilde Röttmännin und rang mit der Braut um das Kind; dieſe wehrte ſich aber mit aller Macht, und eben als die beiden Frauen noch mit einander rangen, traten die beiden Großväter ein.

„Da iſt mein Großvater!“ jauchzte der kleine Joſeph und rannte auf den Schilder-David zu.

„Iſt das das verlorene Enkelchen,“ fragte der Speidel-Röttmann; „komm her, Burſch; da haſt du noch einen Großvater. Das iſt ja ein prächtiger Burſch. Wär' Schade geweſen!“

„Und ich ſage Nein und dreimal Nein und ſiebenmal Nein, und eher laſſe ich mir die Zunge ausreißen und dem Hund vorwerfen, ehe ich Ja ſage!“ raſte die Röttmännin.

„Haſt Recht, ſag' Nein! Aber es gilt nichts mehr. Iſt das nicht ein Wunder vom Himmel, daß ein

Kind ſo verloren und wieder gefunden iſt? Draußen im Walde rennt das ganze Dorf hin und her, und ſie ſuchen das Kind; das iſt ja ein Kind, auf das dürfen wir ſtolz ſein, und das iſt ja eine Ehre und ein Anſehen, daß Einem ſo ein Kind gegeben iſt, das alle Menſchen ſo lieb haben und ihr Leben dafür einſetzen. Unſer Herrgott hat ein Wunder gethan, jetzt ſoll er auch an dir ein Wunder thun, Frau. Sei gut, gib nach. Nachgeben iſt keine Sünde. Biſt du's zufrieden, Toni?"

„Wenn's weiter nichts iſt, mit meinem Willen werde ich dieſem Kind ſeinen Vater nicht nehmen."

„Und ich ſage Nein und Nein und mit meinem letzten Athem ſage ich Nein, und ich will ſehen, ob man über mein Nein hinüberſchreiten kann."

Der Schilder-David hatte während dieſer ganzen Hin- und Widerrede geſchwiegen, er hielt den Joſeph hoch in den Armen, fuhr ihm immer mit der Hand über's Geſicht und über den ganzen Körper herunter, ob's denn auch wahr iſt, daß er ihn wieder habe; und jetzt ſchlich er mit Joſeph auf dem Arm zur Thür hinaus. Er wußte nicht, was er wollte; er wollte mit dem Kinde allein wieder heim, aber erſt vor dem Hauſe merkte er, daß ihm die Kniee wie

gebrochen waren; er mußte ſich dort auf die Treppenſtufen ſetzen und drinnen im Hauſe hörte er lärmen und ein Fenſter wurde geöffnet und ein ſcharfer Rauch kam heraus, denn man hatte die Lichter am Weihnachtsbaum ausgeblaſen.

So ſaß der Schilder-David. Wer kommt da, wer iſt das? Es iſt Häſpele. Er jauchzte hoch auf, als er den Joſeph ſah, der aber ſchnatterte, daß auch der Schilder-David nur mit Mühe ſich hielt.

„Geh' ſchnell zurück in den Wald und ſage, daß er da iſt; ſie ſollen nicht mehr umſonſt herum laufen," rief David zähneklappernd.

Häſpele eilte mit lautem Gejauchze zurück. „Er iſt gefunden! Er iſt gefunden!" ſchrie er den Berg hinauf, bis er nicht mehr ſchreien konnte.

Zum Schilder-David aber kam jetzt eine Frauengeſtalt und ſagte: „Gebt das Kind mir."

„Nein, ich geb's nicht her. Was willſt du?"

„Ich will es hinauftragen in meine Kammer und in mein Bett legen. Kommt mit."

„Ei, du biſt ja die Toni? Deine Mutter war eine brave Frau."

„Und ich möcht' es auch ſein. Kommt, ſchnell, hurtig!"

„Ich kann keine Treppe mehr ſteigen; ich ſpür's jetzt, was ich durchgemacht habe."

„So kommt in den Stall, da iſt's auch warm." Toni führte den Schilder-David in den Stall, machte aus trockenem Heu ein gutes Lager zurecht, legte das Kind hinein und deckte es zu.

Der Schilder-David hielt dem Kinde die Hand auf die Stirn, das Kind ſchlief, und der Großvater blieb bei ihm ſitzen und wagte kaum zu athmen. Erſt als ſie beide ganz ruhig waren, ging des Heidenmüllers Toni leiſe aus dem Stall.

Sechzehntes Kapitel.

Schlafen und Wachen in der Heidenmühle.

Häſpele war von den Eltern auf der Höhe, wo ſie das Licht geſehen hatten, fortgeſchickt worden, er ſolle ausſpüren, was dort vorgeht. Martina wollte es nicht glauben, als Adam hinzufügte: „Es kann ja ſein, wer weiß, vielleicht haben ſie unſern Joſeph in der Mühle gefunden,“ und doch wollte ſie gleich mit hinab; Adam brachte ſie dazu, daß ſie wartete, bis Häſpele zurückkäme.

Endlich kam er; er rannte nach der Stelle, wo ſie auf ihn warten wollten; ſie waren nicht da. „Iſt denn heute Alles verhext?“ ſagte Häſpele. Adam und Martina waren aber eben daran, die drei Engel zu fangen. Adam hielt ſie mit ſeiner mächtigen Stimme an, als ſie des Weges daher kamen, aber die Engel ſchienen einmal vor dem Geſchlechte der Röttmänner ſolche Angſt zu haben, daß ſie davon liefen.

„Du wirſt ſehen, unſer Joſeph iſt mit zum Dreikönig-Singen gegangen," lebte Martina wieder neu auf.

Adam ſetzt den Engeln nach und bekommt richtig einen bei ſeinen Flügeln, aber der Flügel bleibt in ſeiner Hand; er folgt den Engeln, ſie fliehen, aber nicht ſchnell genug für einen Mann wie Adam. Er hielt einen der Engel in der Hand hoch und frug ihn nach Joſeph; dann brachte er ihn zu Martina, die weiter oben wartete; aber der Knabe war ſo voll Zittern, daß nichts aus ihm herauszubringen war; er wollte um Alles nicht geſtehen, wer ſeine Kameraden ſeien, und als man ihn fragte, ob ihnen nicht ein ſtarker Knabe von ſieben Jahren begegnet ſei, da ſagte der Engel bald nein, bald ja; es war nicht klug daraus zu werden. Mitten in dieſem Verhöre erſchien Häſpele: „Er iſt da! Er iſt da!"

„Wer iſt da?"

„Der Joſeph!" ſagte der Häſpele heiſer.

„Wo? Wo? Wo?!" ſtürzte Martina auf ihn los.

„Wo iſt er? Um Gotteswillen! Iſt er todt oder lebendig?"

„Drunten in der Heidenmühle ſitzt er und trinkt warmen Wein!"

„Mein Joſeph! mein Joſeph!“ ſchrie Martina, daß es im Thale wiederhallte, und rannte mit aller Macht den Berg hinab; Adam konnte ihr kaum folgen; ſie eilte die Treppe hinauf, riß die Thüre auf und ſchrie: „Joſeph! Joſeph! Wo iſt mein Joſeph?“

„Geh' zum Teufel mit deinem Joſeph!“ antwortete ihr eine Stimme; ſie kannte ſie, es war die Stimme der Röttmännin. Kein Schreck, keine Angſt, keine Todesfurcht, keine Himmelsfreude hatte Martina niederwerfen können; dieſe Stimme warf ſie nieder, daß ſie mit einem entſetzlichen Schrei leblos zu Boden ſank; ſelbſt der hinter ihr ſtehende Adam war ſo erſchreckt, daß er ſie fallen ließ, ohne ſie aufzuhalten. „Mutter! Mutter!“ ſchrie er; er konnte weiter nichts hervorbringen.

„Heiße ſie nicht Mutter,“ rief die Braut; „geh' weg, Adam, laß mich; ich will ſie ſchon aufheben. Gib mir den warmen Wein dort her, tropfe ihr den Schnee von deinem Mantel auf die Schläfe. So, ſo! ſie athmet.“

„Hahaha!“ lachte die alte Röttmännin, „und wenn die ganze Welt zum Narren wird, ich nicht; und wenn ſie alle vor mir umfallen wie die Maikäfer, ich ſage doch Nein.“

Der Speidel-Röttmann aber, ſtatt ſeiner Frau zu antworten, ging auf Martina zu: „Komm, Martina, ſei geſcheit, erhole dich. So, ich heb' dich auf, ſo, da ſetz' dich her.“

„Mein Joſeph! Wo iſt mein Joſeph?“

„Unten im warmen Stall, er ſchläft; laß ihn ruhig ſchlafen, dein Vater iſt bei ihm und wacht; wir haben ihn in's warme Heu gelegt, aber wart' nur, wir tragen ihn jetzt gleich herauf und legen ihn in mein Bett, es iſt gleich nebenan in der Kammer. Du darfſt hinuntergehen, Adam, brauchſt nicht zu fürchten, daß deiner Martina was geſchieht, geh' du nur, ich bin bei ihr.“

„Und ich!“ ſagte der Speidel-Röttmann. Adam ging die Treppe hinab in den Stall und trug das Kind herauf in das Bett. Der Schilder-David ſchlief ſo feſt, daß er ihn nicht zu wecken wagte. Auch das Kind ſchlief fort, da er es auf den Arm nahm und die Treppe hinauftrug; es fuhr dem Vater nur einmal mit der Hand über's Geſicht, dann ließ es die Hand wieder ſchlaff ſinken. Leiſe wurde nun Martina in die Kammer geführt, ſie beugte ſich nur ſtill über Joſeph und hörte ihn athmen.

„Leg' dich ein bischen zu dem Kind auf mein Bett,“

ſagte des Heidenmüllers Toni zu Martina; dieſe ſchaute ſie groß an, und Toni ſagte: „Sei froh, daß es ſo gekommen iſt. Dein Adam und ich, wir haben uns mit einander verloben müſſen; er iſt gezwungen geweſen wie ich, und dein Adam iſt brav, kein ander Wort hat er zu mir geredet als von dir, und wir ſind Brautleute geweſen und haben einander noch keinen Kuß gegeben.“

„So geb' Ich dir einen,“ ſagte Martina aufſtehend und umhalste Toni.

„Da möcht' ich meine Backen dazwiſchen haben,“ ſagte Häſpele zu Adam und fuhr gegen die beiden Frauen fort: „Ihr ſeid alle beide gute Biſſen. Jetzt, Toni, jetzt wär's geſchickt; nimm mich, willſt? Ich ſehe ſchon, du ſagſt Nein, aber deine Hochzeitſchuhe mache ich dir doch.“

„Wo iſt mein Vater?“ unterbrach Martina.

„Er ſchläft im Heu.“

„Lieber Gott, wenn er erwacht und das Kind iſt ihm von der Seite genommen; der kommt von Sinnen.“

„Sei ruhig, ich gehe in den Stall und bleibe bei ihm, bis er aufwacht,“ entgegnete Toni, aber Häſpele hielt ſie auf; er wollte etwas zu trinken,

denn er müßte ſchnell auf den Reitersberg, wo die Wache wartete. Toni brachte ihm ſchnell ein Glas Würzwein. Der Verlobungswein wurde heute von ſeltſamen Gäſten genoſſen.

Es war nun wieder ſtill auf der Mühle. Hier ſchlief Joſeph, an deſſen Bett Adam und Martina wachten, im Heu ſchlief der Schilder-David, bei dem Toni wachte, und oben in der Kammer ſchlief der Heidenmüller. Die Röttmännin ſuchte ihn zu wecken, ſie mußte eines Mannes Hülfe haben, aber der Heidenmüller gab keinen Laut von ſich und die Röttmännin fluchte auf den regungsloſen „Mehlſack," der ſich jetzt dahin legt, während das ganze Haus auseinander fährt. Eben als die Röttmännin wieder in die Stube kam, ſchrie ſie laut auf: „Was iſt denn das? Will denn die Welt untergehen heute?" Denn es krachte von den Bergen, tönte wieder aus den Thälern und von den Felſen, daß der kleine Joſeph ſelber drüber erwacht war und in der Kammer ſchrie: „Vater!"

„Ich bin da," antwortete Adam.

Das Schießen wiederholte ſich und jetzt kam's herbei mit Waldhornklang, mit Schellengeklingel, Peitſchenknallen und Hundegebell.

„Du haſt den Teufel gerufen, daß er kommen ſoll. Hörſt du? Er kommt. Gib nach, ſo lange es noch Zeit iſt!“ ſuchte der Speidel-Röttmann ſeine Frau zu bekehren.

„Wenn der Teufel kommen will, iſt's mir recht: möcht' ſchon einmal ein rechtes Wort mit ihm reden,“ erwiderte die Röttmännin; „ihr ſeid alle nichts nutz, ihr könnt alle zu Kreuz kriechen; was eine rechte Frau iſt, gibt nie nach, nie, lieber ſterb' ich.“

Das wilde Heer kam immer näher und jetzt hält es ſtill vor der Mühle. Es kam aber nicht herauf, denn im Stalle hörte man das Jammergeſchrei einer Frau und wildes Klagen und Stöhnen einer Männerſtimme. Der Schilder-David war erwacht, er fand das Kind nicht und wühlte jetzt im Heu, das Kind ſuchend, und ſchrie und ſtöhnte, und das Zureden der Toni half nichts, ja der Schilder-David drohte, ſie zu erwürgen, wenn ſie ihm das Kind nicht gebe.

Eduard drang in den Stall, und Toni warf ſich ihm entgegen und rief: „Helft, helft!“ Im Schein der Laterne ſah der Schilder-David entſetzlich aus, wie er im Heu wühlte und ſich umwendete und die Halme ihm über das Geſicht und in den Haaren hingen.

„David, es iſt ja Alles gut," ſagte der junge Landwirth mit ſeiner wohltönenden Stimme; der Schilder-David ſank in das Heu zurück.

„Wer iſt der Fremde?" fragte Toni den Häſpele.

„Der Bruder unſerer Pfarrerin."

„Herr... Herr Bruder," begann Toni, „ſaget doch dem David, daß ſein Enkelchen in meiner Kammer iſt und der Adam und die Martina bei ihm. Saget Ihr's ihm, mir glaubt er nicht, mich hört er nicht. Um Gottes willen helfet, Ihr ſeid ja der Bruder der Pfarrerin und Ihr müßt auch ein guter Menſch ſein, und ich hab' es Euch heute auch ſchon angeſehen. Um Gottes willen haltet auf."

Der Schilder-David, der ſich in's Heu geſetzt hatte, ſtreckte Toni die Hand entgegen. „Du haſt Recht. Verzeih', hilf mir auf." Toni an der einen und Eduard an der andern Hand hoben den Schilder-David in die Höhe, und er ſagte: „Ihr ſeid zwei gute Menſchen." Eduard hielt den Schilder-David im linken Arm, die Rechte reichte er Toni, er wußte nicht, warum er's that, und ſie gab ihm die Hand, und ſie wußte nicht, warum ſie es that, aber ſie hielten einander feſt. „Ich kann ſchon jetzt allein gehen," ſagte der Schilder-David, und die beiden

ſäuberten ihn von dem Heu und geleiteten ihn die Treppe hinauf.

Das Wiederſehen von Martina und Schilder-David war kurz abgebrochen, ſie reichte ihm nur das Kind hin, dann gingen ſie alle in die Stube, wo man den Häſpele laut lachen hörte. Er wollte den Faſtnachtshanſel ſpielen und dabei die Röttmännin zum Jawort bekehren, das ſollte ihr in dieſer Weiſe das leichteſte ſein.

Als Joſeph an der Hand des Großvaters in die Stube kam, ſagte Toni: „Du haſt dabei nichts zu hören,“ und ſie führte ihn wieder zurück in die Kammer jenſeits des Hausflurs. „Das iſt der Bruder der Pfarrerin,“ ſagte ſie noch im Hinausgehen zur Röttmännin, indem ſie Eduard vorſtellte.

Dieſer ſprach nun auch eindringlich zur Röttmännin, ſie gab ihm keine Antwort, keinen Laut ließ ſie hören und ſchaute ihn immer funkelnden Auges an.

„Es iſt bald Zeit, daß man in die Kirche geht,“ hieß es nun, und der ganze Trupp verließ die Stube. Als man ſich vor dem Hauſe ſammelte, hörte man oben in der Stube rufen: „Die Röttmännin ſoll leben, ſie hat ihr Jawort gegeben!“

Es war die Stimme Häſpeles, er kam triumphirend die Treppe herunter, Alles ſchrie Hoch und abermals Hoch, das Horn ſchallte drein, die Rollen klingelten, eine Stimme ſchrie vom Fenſter heraus, man hörte ſie nicht.

Unter Hörnerklang und Geſang zog man den Wald hinauf, dem Dorf zu. Toni ging neben Martina. Auf der erſten Anhöhe ſagte ſie: „Jetzt muß ich umkehren, ich möcht' gern mit euch in die Kirche und möcht' gern bei dir bleiben, aber ich weiß nicht, was das iſt, jetzt überfällt mich eine Angſt, daß mein Vater von all dem Lärm nicht aufgewacht iſt. Ich bin kein braves Kind, ich hab' nicht nach ihm geſehen. Gut Nacht, Joſeph," ſagte ſie, dieſem die Hand reichend, „gut Nacht alle mit einander." Sie ging an Eduard vorbei, ihre Hand zuckte und auch die Hand Eduards, aber ſie gaben doch einander die Hand nicht vor den Menſchen.

„Gut Nacht," ſagte Eduard leiſe und ſie erwiderte ebenſo leiſe „Gut Nacht." Häſpele brachte ihr noch ein ſchallendes Hoch aus, als ſie zur Mühle zurückkehrte und Alles ſtimmte mit ein. Adam trug den Joſeph auf dem Arm; er hatte ihm die neuen Kleider angezogen und die neuen Stiefel, und endlich mußte

er dem Großvater nachgeben, daß das Kind neben ihm herſchritt.

Auf der Anhöhe vor dem Dorfe ſchrie Häſpele mit der letzten Kraft ſeiner Stimmmittel: „Halt! Halt!“

Hier lag der Wolf noch im Feld, wo ihn Adam hingeſchleudert hatte. Adam führte ſeinen Sohn zu dem todten Thiere und ſagte: „Sieh', den hab' ich todtgeſchlagen mit meinem Knittel.“ Joſeph ließ ſich aber durch kein Bitten und kein Schelten dazu bewegen, den Wolf zu berühren, er fürchtete ſich. „Es iſt gut, daß du in Vaters Gewalt kommſt,“ ſagte Adam, „wenn's noch länger gedauert hätte, du wäreſt kein Röttmann geworden.“ An der rechten Hand führte er drauf ſeinen Sohn, an der linken ſchleppte er den Wolf. So ging's hinein bis vor des Schilder-Davids Haus.

Siebenzehntes Kapitel.

Großes im kleinen Hauſe.

„Ja, das habe ich noch zu ſagen vergeſſen, der Heidenmüller," hatte Leegart geſagt, als ſie plötzlich durch das Geſchrei vor dem Hauſe unterbrochen wurde....

„Er iſt gefunden! Der Joſeph iſt da."

Die Weiber rannten vor das Haus und fragten: „Iſt Niemand verunglückt?"

„Alles wohl auf. Alles," hieß es zur Antwort.

Leegart blieb unverrückt auf ihrem Platze ſitzen, ſie ſtemmte nur ihre Füße um ſo feſter auf den Schemel, der jetzt ſo ſeltſam zu zittern begann, nahm ſchnell eine Priſe der Beruhigung und betrachtete die Jacke mit jenem Blicke, der da ſpricht: dich krieg' ich nicht mehr in die Hand.

„Der Joſeph iſt da!" rief der voraus ſtürmende Häſpele der Leegart zu.

„Und meine Jacke iſt fertig!“ entgegnete Leegart in der beſcheidenen Zuverſicht, daß ſie den Joſeph durch ihr unausgeſetztes Nähen am Leben erhalten habe. Da indeß der einfältige Häſpele nichts darüber bemerkte, fragte ſie: „Wo hat man ihn gefunden?“

„In der Heidenmühle.“

„Ich hätt' eigentlich nicht zu fragen brauchen,“ betheuerte Leegart, mit ſtolzer Ruhe um ſich blickend, „ich hab's gewußt, wo er iſt, ich hab' den Weg angegeben, den er gegangen iſt; eben in der Minute, wo das Geſchrei gekommen iſt, habe ich das Wort geſagt: der Heidenmüller. — Die Weiber müſſen mir's alle bezeugen.“

Für Leegart war das vor Allem das Wichtigſte, daß ſie ſo weiſe war, auch dahin ſehen zu können, wo ſie nicht iſt. Als alle in die Stube kamen und Martina ihr die Hände drückte — ſie zerdrückte dabei eine heimliche Priſe — da ſagte Leegart wieder: „Ich hab's gewußt, ich hab's vorhin geſagt, in der Heidenmühle iſt er. In der Minute, wo der Häſpele gekommen iſt, habe ich noch das Wort Heidenmüller geſagt, und ich prophezeie dir, Martina, du kriegſt deinen Adam.“

„Es iſt ſo! Es iſt ſo! Da kommt er!“ rief Martina.

Leegart ſchaute demüthig zu Boden, ſie wollte nicht dafür gelten, daß ſie prophezeien könne, wenn nur ſie es bei ſich weiß. Sie nickte allen zu, die in die Stube eintraten, wie wenn ſie ſagen wollte: ich hab's gewußt, daß ihr kommen müſſet, ich hab' Alles voraus geſehen und genau hab' ich's vorher geſehen, wie der Adam den Joſeph an der Hand hält, und das von dem Wolf habe ich auch geſehen, bei mir iſt es nur eine Kreuzotter geweſen, aber ein böſes giftiges Thier iſt das eine wie das andere. Es hat Alles ſo kommen müſſen. Sie war über nichts verwundert. Mir iſt nichts verborgen, ſagten ihre Mienen, und ſie ſchnupft dabei ebenſo heimlich als behaglich.

„Ich hab' drei Vater,“ rief der kleine Joſeph. „Leegart, da ſind meine drei Vater.“

„Gut, aber geh' jetzt ſchlafen,“ befahl David. „Martina, bring' den Joſeph in's Bett! Gottlob, daß wir wieder alle da ſind!“ ſchrie er ſeiner Frau in's Ohr. Die Großmutter nickte fröhlich. „Hat's Heu geſchneit?“ fragte ſie und nahm ihrem Manne noch einige Halme aus dem Haare. Alles lachte,

die taube Großmutter lachte vergnüglich mit, um und um ſchauend, ſie ſah von jedem Geſichte ab, was ſie nicht hören konnte. Sie reichte dem Speidel-Röttmann die Hand und ſagte: „Setzet Euch, ſetzet Euch nur.“

Adam reichte ihr von ſelbſt die Hand und rief mit gewaltiger Stimme ihr in's Ohr: „Grüß Gott, Schwiegermutter!“

Die Schilder-Davidin wich einen Schritt zurück, wie wenn ſie einen Stoß bekommen hätte. „Ich hör' ſchon. Ich bin nicht ſo taub,“ ſagte ſie auf der Ofenbank vor ſich hin und betrachtete ſcheu die großen Männer und die großen Hunde.

Das kleine Haus des Schilder-David war nicht für die Röttmänner gemacht. Vater und Sohn reichten faſt an die Decke, wenn ſie aufrecht ſtanden.

Der kleine Joſeph ſaß eine Weile auf dem Schooße des Speidel-Röttmann. David war eiferſüchtig und faſt bös auf das Kind, das ſo ſchnell an andere Menſchen ſich gewöhnt.

„Schenk' mir deinen großen Wolfshund,“ ſagte Joſeph zu Großvater Röttmann, und dieſer erwiderte:

„Er iſt dein.“

„Du biſt mein,“ ſagte Joſeph zu dem Hunde,

aber einſtweilen mußte er ihn noch dem Großvater laſſen, denn der Hund ging nicht mit ihm.

„Bring' Eines den Joſeph in's Bett," befahl David jetzt wiederholt. Die Großmutter verſtand an den Lippen ihres Mannes, was er ſagte, ſie nahm den kleinen Joſeph und ging mit ihm nach der Dachkammer. Kaum war die Thüre hinter Großmutter und Enkelchen in's Schloß gefallen, als Leegart vortrat und mit einer Beſtimmtheit und Feſtigkeit, die alle ſtaunen machte, ausrief: „Und jetzt, Martina, jetzt zieh' dich zur Hochzeit an. Ich zieh' dich an, ich habe dir's verſprochen. Ihr Männer, wenn ihr rechte Männer ſeid, ſo machet, daß heute Nacht noch Adam und Martina getraut werden. Ihr könnet, wenn ihr wollet und nicht nachgebet. Ihr Röttmänner, jetzt gibt's ein Röttmannsſtück, wo ihr euch zeigen könnet. Jetzt ſoll der Speidel einen harten Klotz ſpalten und du, Gaul, ſollſt Vorſpann ſein. Was ſchaut ihr mich ſo an? Geht zum Pfarrer und ich ſag's euch, ihr bringet's zuweg. Ich ſag's euch und weiß was ich ſag'. Komm, Martina, ich zieh' dich an. Du ſollſt nicht am Tag gehen und dein Geſicht verhüllen, du haſt dich lange genug gegrämt und geſchämt. Komm."

Sie zog Martina mit in die Kammer, alle ſahen ihr ſtaunend nach, Niemand redete ein Wort. Bald kam Martina feſtlich gekleidet in die Stube zurück. Adam ging auf ſie zu und zeigte ihr, ohne daß es die Andern ſahen, etwas, das eingewickelt und mit einem beſondern Band in ſeinem Geldbeutel befeſtigt war. Dann wendete er ſich in die Stube und ſagte: „Vater, Schwiegervater, es iſt am beſten ſo. Kommt mit uns zum Pfarrer. Noch heute muß er uns zuſammen geben.“

„Es wird nicht gehen.“

„Wir wollen's probiren.“

„Noch eine Hauptſache,“ hielt jetzt der Schilder-David auf. „Wenn man ſich zum Aufgebot meldet, muß man den Katechismus und beſonders die Zehngebote kennen. Kannſt du mir ſie noch herſagen, Adam? Du ſchweigſt? Hier haſt du den Katechismus vom Joſeph, geh' in die Kammer und wiederhol' es ſchnell.“

„Ich helf' dir,“ ſagte Martina und ging mit Adam in die Kammer.

Das war aber ein ſchwer Stück Arbeit. Adam ſtanden ſchwere Tropfen auf der Stirne, aber er brachte dafür die Zehngebote nicht wieder in den

Kopf, beſonders die Ordnung wie ſie nach einander folgen, verwirrte er immer wieder, und dabei hatte er offenbar eine tiefe Erſchütterung im Herzen, wie er jetzt in dieſer Stunde dieſe ewigen Geſetze wieder ſich einprägen ſollte.

„Kann unſer Joſeph die Zehngebote auswendig?“ fragte er Martina.

„Ja freilich, Wort für Wort.“

Die Leegart erlöste den verzweifelnden Adam, ſie kam in die Kammer und ſagte: „Haltet euch jetzt nicht auf. Bei euch iſt's anders wie bei anderen Menſchen. Der Pfarrer wird nicht darnach fragen, und du kannſt ja dem Pfarrer verſprechen, daß du es nachlernen willſt.“

„So iſt's,“ beſtätigte Adam glücklich und machte das Buch zu, ihm war eine ſchwerere Laſt von den Schultern genommen als damals, da er die beiden Räder trug.

Er ging mit Martina in die Stube.

Die beiden Väter und das Brautpaar wollten mit einander das Haus verlaſſen. Adam verſuchte der Schwiegermutter zu erklären, was vorgehe, aber ſie wich vor ihm zurück und hielt ſich die Ohren zu; erſt als David zu ihr redete, nickte ſie.

„Soll ich daheim bleiben und den Joseph hüten?“ fragte sie. „Ich will's thun, ihr habt alle mehr gethan und ich hab' daheim gesessen, aber ich möcht' doch auch dabei sein, wenn meine Martina getraut wird.

„Die Leegart ist so gut und bleibt bei dir.“

Nein, ich bin nicht so gut. Ich hab' gelobt, bei der Trauung der Martina zu sein, und ich könnte nicht davon bleiben, wenn ich auch wollte.“

Glücklicherweise kam jetzt der Nothhelfer Häspele, und obgleich er sich sehr schön herausgeputzt hatte und sich wohl rühmte, was er gethan, und sich übermäßig freute, daß heute die Hochzeit sein solle und natürlich damit vorn stehen wollte, ließ er sich doch endlich bewegen, bei dem Joseph zu bleiben, denn Martina sagte: „Vetter, du bist dein Lebtag gut gegen das Kind gewesen und gegen mich, thu' auch noch das Gute und bleib' jetzt bei dem Kind.“

„Ja, ja, ich thu's schon, rede nichts mehr,“ sagte Häspele, schluckte die Thränen hinab und ging hinauf in die Dachkammer und blieb beim Joseph sitzen.

Die beiden Väter, die Mutter und das Brautpaar gingen nach dem Pfarrhause, wenige Schritte hinter ihnen drein ging die Leegart allein, sie schaute

um und um nach den Häusern, wo überall Licht war, da ahnt Niemand, welch ein Unerwartetes diese Nacht noch vollbringen muß. Leegart hört Musik. Das ist Hochzeitsmusik, die in den Lüften spielt. Freilich hört nur sie allein diese Musik, aber sie weiß und hört eben auch mehr als andere Menschen.

Als die Hochzeitsleute im Pfarrhause in die Stube eintraten, blieb Leegart bei der Magd in der Küche, sie schickte sie aber alsbald in die Stube, damit sie das Schiebfensterchen öffne, das nach der Küche führte.

Achtzehntes Kapitel.

Um des Kindes willen.

Die Nacht ward zum Tage, der Tag zur Nacht verwandelt, so gestern wie heute. Es bedurfte der ganzen stillen Gelassenheit des Pfarrers, daß er nicht in fiebrische Hast und Unruhe versetzt wurde. Aber so wenig er es duldete, daß man ohne die äußerste Noth mit der Kirchenglocke Sturm läutete, ebenso wußte er sein Inneres vor Sturm zu bewahren. Er schaute lange zum Fenster hinaus, jetzt in der Nacht hörte man den Pendelschlag der Thurmuhr und gleichmäßig wie der Pendelschlag der Thurmuhr ging der Herzschlag des Pfarrers. Er hatte die schwere Kunst gelernt, mitten in aller Unruhe und allem Herzeleid, das er in voller Seele mit empfand, die Gelassenheit festzuhalten und jegliche Leidenschaft, auch die edelste der Mitempfindung nieder zu halten.

Während Alles, was bei dem Auszuge im Dorfe

verblieben war, ſich zu einer Arbeit zwang, Unterhaltung und Anſprache ſuchte, um die Angſt zu überwinden, um ſich wach zu halten, ſaß der Pfarrer ſinnend und allein in ſeiner Stube und ſchaute vor ſich hin ohne Regung, ohne irgend etwas vorzunehmen, und doch war's dabei lebendig und bewegt in ſeiner Seele. Die Dorfbewohner, die von dieſer Gewohnheit wußten, behaupteten, der Pfarrer predige im Stillen vor ſich ſelber, die Pfarrerin aber hatte ihrem Vater vertraut und ſonſt noch Niemand auf der Welt: der Pfarrer ſetze in ſolchen Stunden wunderſame Gedichte, ſo fein, ſo zart, daß die feſte Sprache für ſie zu rauh ſei, und es genüge ihm, die Worte und Gedanken vor ſich zu gewinnen, und er habe weder Luſt noch Bedürfniß, ſie in geſchriebenen Zeichen feſtzuhalten. So habe er damals, als man im Nachbardorfe Wengern das Kind erfroren gefunden, die Worte, die jetzt auf dem Grabe ſtehen, wie träumend vor ſich hingeſprochen, und ſie habe viele Mühe gehabt, bis er ihr erlaubte, ſie aufzuſchreiben und dem Amtsbruder in Wengern zu übergeben. Manchmal aber war es auch ein Gedicht, ein tiefer Gedanke aus fremder Seele oder eine Melodie ſeines Lieblingsmeiſters, die der Pfarrer in ſolchen ſtillen

Stunden ſich ſelber wiederholte, weiter führte und neu bildete, und wenn er ſo ſtill mit ſich verkehrt hatte — die Pfarrerin nannte es ſein überirdiſches und er nannte es ſein unterirdiſches Daſein — da trat er in die Welt hinaus zu den Menſchen mit dem lauten Wort, mit einer Weihe und Verklärung, mit einer geſättigten Kraft, die jeder empfand. So ſaß er an dieſem Abend ſtill, in ſich lebend. Langſam tönten die Glockenſchläge vom Thurm, die Stunde auf Stunde verkündigen; ſie tönen gleich, ob es Tag, ob es Nacht, ob ſie in Freud oder Leid hineinklingen; ſie tönen und ſprechen: wieder ein Zeitraum dahin, der zur Ewigkeit geworden.

„Wir haben ihn gefunden!“ rief es plötzlich auf der Straße, und Waldhornklang ſchallte drein. Der Pfarrer trat an's Fenſter und hieß ſeinen Schwager willkommen.

In der Stube erzählte Eduard mit haſtigen Worten, daß Joſeph in der Heidenmühle bei der vormaligen Braut Adams gefunden worden ſei. Er hielt ſich nicht lange dabei auf, das krallige Weſen der wilden Röttmännin zu ſchildern; er ſagte mit Begeiſterung, wie rechtſchaffen heute ſich das Herz des ganzen Dorfes bewährt: „Dieſe Männer haben nichts,

als ihr Leben, ihre gesunden Glieder, mit denen sie sich durchschlagen müssen, und mit einer Zuversicht und Bestimmtheit, als müßte das so sein, setzte Jeder sein Alles ein, um ein verlorenes Kind zu retten. Da hat sich's gezeigt, daß Ihr Herz, lieber Schwager, in allen diesen Menschen lebt; Sie waren daheim und doch waren Sie bei uns. Ich kann mir's nun denken, daß es Ihnen schwer, fast unmöglich sein muß, diese Menschen zu verlassen."

Der Pfarrer erwiderte nichts darauf, kein Wort der Zustimmung oder des Widerspruchs, und die Pfarrerin fragte: „Und des Heidenmüllers Toni hat den Adam aufgegeben? Gottlob! Sie hat ein feines und reines Herz, der wird es noch gut gehen in der Welt. Warum habt ihr sie aber nicht mitgenommen in's Dorf? Hättest du sie mir nur in's Haus gebracht, Eduard. Sie bedarf jetzt des Schutzes vor ihrem Vater, vor ihrer Stiefmutter und der wilden Röttmännin."

Eduard antwortete nicht, aber er athmete schwer; der Pfarrer setzte indeß hinzu: „Sei ruhig wegen der Toni, sie ist stark genug, sie ist von hartem Kernholz, und man kann Niemand die Folgen seiner Thaten entziehen; im Guten wie im Bösen. Wer

zur That die Kraft hat, hat auch die Kraft, die Folgen zu tragen, und muß ſie haben.“

Eduard ſchaute beruhigter auf, aber ſeine Wangen glühten, und als die Schweſter die Hand an die Wange des Bruders legte, ſagte ſie: „Du biſt im Fieber, geh' nur ſchnell zu Bett, geh', ich bring' dir guten Thee an's Bett.“

Eduard war nicht Willens, dem zu folgen, und doch fühlte er, daß es ihm vor den Augen wirbelte; er hatte noch mehr erlebt, als er jetzt ſagen konnte. Da klopfte es an. „Nur herein!“ rief die Pfarrerin, aber es zögerte vor der Thüre, ſie öffnete dieſelbe und herein traten: Speidel-Röttmann, der Schilder-David und ſeine Frau, und hinter ihnen Adam und Martina.

„Herr Pfarrer,“ nahm der Schilder-David das Wort, „Gott hat uns wunderbar geholfen, jetzt helfen Sie weiter und raſch, daß Alles in Ordnung kommt.“

„Was ſoll ich?“

„Red' du,“ zog ſich David zurück und deutete dabei auf den Speidel-Röttmann.

„Ich habe gemeint,“ begann dieſer und ſtrich ſich mit der flachen Hand nochmals über den glattgeſchorenen Kopf, als wollte er nochmals eine Ehrenbezeugung machen und einen unſichtbaren Hut abziehen,

„ich hab' nichts dagegen, der Herr Pfarrer ſoll meinen Adam und die Martina noch heute zuſammengeben.“

„O, das iſt ja prächtig!“ rief die Pfarrerin, und Adam trat vor mit Martina an der Hand und ſagte: „Ja, Herr Pfarrer, wir bitten darum.“

„Wir bitten!“ wiederholte leiſe Martina.

„Ruhig, nur ruhig,“ befahl der Pfarrer. „Ihr beiden jungen Leute kommt mit mir in mein Zimmer.“ Er ging voran und die beiden folgten ihm.

„Setzt euch,“ ſagte der Pfarrer drin in der Stube; die beiden ſetzten ſich und er fuhr fort: „Adam, du glaubſt, weil du der Reichſte in der Gegend biſt, weil du an den Geldſack ſchlagen und ausrufen kannſt: was koſtet's? da iſt's — nun muß dir auch Alles zu Gefallen ſein; weil du hoffärtig auf deine Kraft biſt, weil du ein Pferd umreißen, einen Wolf todtſchlagen kannſt, glaubſt du, daß es auch kein Geſetz gebe, keine ewigen Satzungen, die man nicht zwingen kann ....“ Der Pfarrer hielt inne, und Adam begann: „Herr Pfarrer! Es kennt mich kein Menſch auf der Welt, mein Vater nicht, meine Mutter nicht, nur meine Martina kennt mich, und Sie, Herr Pfarrer, kennen mich wohl auch, aber doch wieder nicht recht. Es iſt wahr, wie Sie mir das geſagt

haben, da eben ist ein wilder Kerl in mir gewesen, der hätte gern dreingeschlagen, Alles kurz und klein geschlagen. Es ist wahr, ich habe ihn noch nicht untergekriegt, den wilden Kerl; aber, Herr Pfarrer, von jetzt an ist er drunten, und Ihr und meine Martina .... Leget mir eine Buße auf, ich will sie still tragen, ich hab's verdient. Lasset mir den Finger abhacken, daß ich so schwach werde wie ein kleines Kind, ich will nicht zucken ..."

Vor Bewegung konnte Adam nicht weiter reden, und der Pfarrer nahm auf: „Es ist Gesetz, daß man drei Sonntage nach einander aufgeboten wird."

„Ist es denn noch nicht genug, daß mir um mein Kind das Mark im Leib gezittert hat? Sagt mir, was ich thun soll, Herr Pfarrer, ich will's thun."

„O, Herr Pfarrer," bat Martina, „sind wir denn nicht schon genug gestraft? Haben wir denn nicht lang genug gebüßt?"

„Nein. Du hast dich brav benommen in dieser schweren Zeit, aber deine Sünde ist auch schwer. Es soll nicht sein, daß diejenigen, die sich vom Gesetz entbunden haben, nun auch alle Gesetze aufheben dürfen."

„Wenn's nicht anders ist, in Gottes Namen,"

ſagte Adam. Martina aber konnte vor Weinen nicht reden. Der Pfarrer ließ ſie geraume Zeit ſtill ſitzen, dann ſagte er: „Kommt mit in die Stube.“

„Iſt's fertig?“ fragte die Pfarrerin.

Adam und Martina ſchüttelten mit dem Kopf; da trat der Speidel-Röttmann vor und ſagte: „Herr Pfarrer, iſt es wegen dem Aufgebot?“

„Ja, ja,“ entgegnete Adam.

„Wenn's weiter nichts iſt,“ ſagte der Speidel-Röttmann und ſtellte ſich breit hin, „Herr Pfarrer, ich bezahle die Strafe, die es koſtet.“

„Ja wohl, wenn die reichen Bauern mit Geld drein fahren könnten, dann glauben ſie, wäre Alles zu ſchlichten; aber Meiſter Röttmann, es gibt etwas, was Eure zehn Pferde nicht vom Fleck bringen. Noch eins: hat Eure Frau ihr Jawort gegeben?“

„Der Häſpele behauptet es,“ fiel Eduard ein, „er ſoll kommen.“

Adam eilte ſchnell und holte den Häſpele herbei; dieſer kam zitternd, und als der Pfarrer ihn auf ſein Gewiſſen fragte, ob die Röttmännin ihr Jawort gegegeben, ſagte er, nachdem er ſich die Lippen wund gebiſſen: „Nein, das hat ſie nicht.“

„Gut denn,“ ſagte der Pfarrer, „ich will es auf

mein Gewiſſen nehmen, ohne das Jawort der Röttmännin euch zu trauen. Aber nun will ich euch was ſagen: nicht deine Kraft, Adam, und auch nicht deine Demuth — ich glaube daran und ich hoffe, ſie wird bleiben — auch nicht eure Prahlerei mit Strafe bezahlen, Meiſter Röttmann, ſondern —"

„Wegen des kleinen Joſeph," konnte ſich die Pfarrerin nicht enthalten einzufallen. „Wegen des kleinen Joſeph gibſt du nach. Er iſt ein kluges Kind. Was ſoll daraus werden, wenn er hört, ſeine Eltern ſeien jetzt erſt aufgeboten? Wie wird er ſich wehren müſſen gegen ſeine Kameraden; wer weiß, was für ein böſer Tropfen da in ſeine Seele fällt, und was in ſpäteren Jahren daraus entquillt."

„So iſt's," beſtätigte der Pfarrer, „jetzt ſchläft das Kind und weiß nichts von all den Wirrniſſen und Irrwegen der Welt; er iſt in den Tod und aus dem Tod gegangen, um ſeinen Vater zu ſuchen, der ein Schwächling war, trotz ſeiner Kraft, und ſeinen Großvater, der bisher nur glaubte, Alles ließe ſich mit Geld loskaufen. Um des kleinen Joſeph willen traue ich euch noch heute Nacht."

Martina ſtürzte vor dem Pfarrer nieder und küßte ihm die Hände; Adam hätte das auch offenbar gern

gethan, aber zum Knieen, ſo weit hatte er es doch noch nicht gebracht, er legte nur die Hand auf das Haupt der Martina, wie wenn ſie auch an ſeiner Statt da hinkniete.

Alles war ſtill in der Stube, und der Pfarrer ſchloß: „In der Kirche ſehen wir uns wieder,“ und ging in das Nebenzimmer. Im Pfarrhauſe war es bald wieder ſtill, aber noch bevor die Hochzeitsleute das Haus verließen, hieß es im ganzen Dorf von Haus zu Haus: „Adam und Martina werden noch heute Nacht getraut. Die Leegart hat's geſagt.“

Neunzehntes Kapitel.

Eine Stimme um Mitternacht.

Die Glocken klangen in die Nacht hinein; aus der offenen Kirchthür drang ein breiter Lichtstrahl hinaus auf die Gräber, die von Schnee zugedeckt waren. In der Kirche war die ganze Gemeinde versammelt, Jeder hatte ein Licht vor sich; die Orgel tönte, die Gemeinde erhob den vollen Gesang.

Die Orgel verklang, die Stimmen verstummten und auf der Kanzel stand der Pfarrer und begann: „Was ihr der Geringsten Einem thut, das thut ihr unserm Vater im Himmel! Das ist ein Wort, ausgegangen aus fremdem, fernen Lande, es bewährt sich heut' hier in unsern Wäldern, hier, wo damals kaum ein Menschentritt der Fährte des wilden Thieres folgte, hier und überall." Er schilderte hierauf, daß der Mensch sich selber nichts Besseres thun kann, als was er einem Andern thue; „und nie," rief er,

„nie iſt ein Menſchenantlitz ſchöner, als in der Minute, da du eine gute That vollbracht; eine Glorie breitet ſich über dich und erlöst dich von der Schwere des Daſeins.“ Dann begann er wieder zu ſchildern, was es um den Gottesdienſt um Mitternacht iſt: „Freiwillig ſeid ihr hier verſammelt und habt den Schlaf gebrochen, brechet auch den Schlaf der Seele, da euer Auge wacht. Wie oft weckte dich in der Nacht die Sorge, die Noth und du zuckteſt zuſammen, du kannſt den Schlaf nicht mehr finden, und wohl dir, wenn es nur eine Sorge iſt, die da im Finſtern ſchleicht und ſich nicht fangen läßt. Weh dir, wenn es der Gedanke einer böſen That iſt, die dich weckte. Dort weckt ein Kind die Mutter, der Vater iſt weit fort, und am Krankenbette ſtehſt du und hoffſt den Tag heran und fragſt: iſt noch nicht Tag ...“

Als der Pfarrer dieſe Worte ſprach, hielt ſich Martina an Adam feſt, der neben ihr in der vorderſten Reihe ſaß: „Das iſt der Ruf unſeres Kindes aus der vergangenen Nacht.“

Und der Pfarrer fuhr fort: „O, ſtöhneſt du, wenn es nur Tag wäre, nur das Licht der Sonne am Himmel, und Alles wird ſich leichter ertragen.

Aber es leuchtete auch ein heller Stern in der Nacht.“ Der Pfarrer führte aus, wie wohl gethan es ſei, einmal aus freien Stücken den Schlaf zu verſcheuchen und in's Auge zu faſſen das Sternenlicht in der Nacht; er kehrte wieder zurück zu den Textesworten und ſegnete alle, die heute eine gute That zur Vorhalle gemacht, durch die ſie in die Kirche kamen.

Kein Athemzug, kein Räuſpern, kein Huſten — was ſonſt bei dem nächtlichen Gottesdienſte wie Klage der geſtörten Lebensordnung die kirchliche Feier unterbricht — war heute vernehmbar; Jeder hatte den Athem angehalten, und die Mauern erdröhnten, als der Geſang jetzt wieder einfiel.

In kurzen und einfachen Worten vollzog nun der Pfarrer die Trauung von Adam und Martina, und ſtill, unter dem abermaligen Geläute der Glocken zerſtreute ſich die Gemeinde. Einige Burſchen hatten Flinten bereit gehalten, um nach der Trauung zu ſchießen, aber ſie wurden von den aus der Kirche Kommenden zurückgehalten. Es war einem Jeden ſo feierlich zu Muthe, jetzt durfte kein Lärm ſein, die ſtille Andacht, die der Pfarrer erweckt hatte, durfte durch keinerlei Lärm geſtört werden. Und als nach

Ein Uhr der Mond aufging und das Schneegeſtöber verſcheuchte, da leuchtete er auf ein ruhig ſchlafendes Dorf hernieder, und die ſchlummernden Herzen waren geſättigt und fühlten ſich beſeligt.

Zwanzigſtes Kapitel.

Es iſt Tag.

Das war ein fröhliches Erwachen am andern Morgen, jedes Auge leuchtete hell, und jeder rief mit heiterer Stimme dem andern zu: Guten Tag! Es iſt prächtig Wetter! während doch das prächtigſte Wetter in der Seele war. Allerdings ſchien heute auch draußen die Sonne ſo hell, und die ſchneebedeckten Berge und Bäume glitzerten im Morgenſtrahl; das Beſte aber iſt doch, daß etwas da iſt, was nicht ſo wandelbar iſt, wie das Wetter; ein Kind iſt gerettet und Eltern und Großeltern ſind glücklich, und da iſt eine Hochzeitstafel aufgerichtet, wo nicht gekocht und nicht gebraten wird und keine Teller klappern. Und wie gut und treu hat der Pfarrer Alles ausgelegt, nur ſchade, ſchade, daß er fort will, den ſollten wir ewig behalten.

In der Dachkammer im Hauſe des Schilder-David

ſtanden Adam und Martina vor dem Bett des kleinen Joſeph, der ſchlief noch feſt, obgleich ein heller Sonnenſtrahl, ſo breit ihn eben das kleine Fenſterchen einließ, dem Knaben auf die offene Bruſt ſchien. Im Angeſicht des Kindes ſprach ſich ein ſcharfer Trotz aus, der Kopf war zurückgebeugt und die Lippen waren aufgeworfen und leiſe geöffnet, die geballte Fauſt lag neben der rothglühenden Wange.

„Ich will ihn wecken, es iſt Zeit," ſagte Martina.

„Thu's mir zulieb und laß ihn noch ſchlafen. Ich bin auch ſo, wenn ich Schweres durchgemacht habe, da könnte ich drei Tage in Einem Trumm fort ſchlafen. Wie prächtig ſieht doch ein Kind aus im Schlaf! Ich hab' ihn noch nie ſchlafen geſehen." So ſprach Adam und Martina ſchaute ihn groß an.

Für Adam war nicht Raum in der kleinen Kammer. Er ſetzte ſich auf die Truhe Martina's und bat ſie mit einer leiſen Stimme, die von einem andern Menſchen zu kommen ſchien, ſie möge aus dem Lichte treten, daß er den Joſeph auch recht betrachten könne.

„Ich will da ſitzen bleiben, bis er aufwacht," ſchloß er, und Martina wiederholte aber- und abermals, wie Joſeph in der vergangenen Nacht immer

gerufen habe: iſt noch nicht Tag? Bei dieſen Worten drehte ſich der Knabe um, ſchüttelte ſich wie abwehrend und ſchlief weiter. Jetzt beugte ſich aber die Mutter über ihn und rief mit heller ſcherzender Stimme: „Mutter, iſt noch nicht Tag? Es iſt Tag, Joſeph! Wach' auf! Dein Vater iſt da!"

Das war ein Blick voll Staunen und Verwunderung, mit dem Joſeph jetzt aufſchaute, aber er ſchrie laut weinend, da die Rieſengeſtalt des Vaters ſich aufrichtete in der kleinen Dachkammer; er mochte dem Kinde als ungeheuerliche Traumgeſtalt erſcheinen, und wie eine dunkle Wolke trat die Geſtalt vor das einfallende Sonnenlicht, es ward dunkel in der Dachkammer. Martina hatte viele Mühe, den Knaben zu beruhigen, Adam mußte die Kammer verlaſſen, bis er angekleidet war, und in dieſen Minuten, da Adam vor der Kammerthür ſtand und drin die Mutter den Knaben beſchwichtigen hörte, ging ihm nochmals ſein ſchweres Schuldbewußtſein auf, aber nur flüchtig; er war der Adam Röttmann, der Alles zwingen konnte; er war ſchwer zornig auf den Knaben, der ihn nicht liebte, ihm nicht um den Hals fiel; er wollte ihn mit Strenge lehren, daß er ihn lieben und als Vater ehren müſſe, und das noch heute.

Als Joseph aus der Kammer kam, sprang er schnell an Adam vorbei, die Treppe hinab.

„Der Bub muß anders gezogen werden, das ist keine Art gegen den Vater," sagte Adam voll Zorn zu Martina. Diese aber erklärte ihm, er solle doch denken, wie lieb ihn das Kind habe, da es ihm in Schnee und Nacht entgegen ging und keine Furcht kannte; jetzt aber sei das Kind noch natürlich scheu und der Vater ihm fremd. Adam solle in Geduld und Güte das Herz des Kindes an sich gewöhnen und nicht glauben, daß sich da etwas zwingen ließe.

„Du hast Recht, hast ganz Recht," sagte Adam und ging die kleine Treppe hinab, so schwer, daß das ganze Häuschen wankte. In der Stube stand Joseph im Schooße des Schilder-David und Adam rief dem Knaben zu: „Du kriegst heute was geschenkt von mir, was möchtest du haben? Sag's nur."

Der Knabe antwortete nicht und schaute den Vater scheuen Blickes mit eingezogenen Brauen an. Er verließ den Großvater, ging aber nicht zum Vater; er betrachtete mit verwundertem Blick den Nagel an der Ofenwand, dort hing jetzt eine eingerahmte Schrift. Schon lange vor Tag hatte der Großvater den Confirmandenspruch der Martina dort wieder

aufgehängt. Eben fiel ein breiter Sonnenſtrahl auf den Spruch, der da lautete:

Halte was du haſt, daß Niemand deine Krone nehme. Off. Joh. 3, 11.

„Jetzt nur noch Eins," rief der Schilder-David, „ich habe was vergeſſen. Der Pfarrer hat Recht, es gibt Satzungen, von denen man nicht abweichen darf, und ich hab' etwas feſtgeſtellt und das wird ausgeführt. Komm einmal her, Joſeph, komm her." Joſeph merkte ſchon, der Ton iſt nicht der gute, aber er ging doch zum Großvater, und dieſer ſagte: „Haſt du heute deine neuen Hoſen an? Gut, ich will dir was drein geben. Ich hab' feſt geſagt, du kriegſt deine tüchtige Tracht Schläge, weil du davon gelaufen biſt, und jetzt will ich ſie dir gleich baar auszahlen." Er langte hinter den Spiegel, holte die Ruthe herab, und Joſeph ſchrie ſchon im Voraus; Martina wehrte ab und bat, der Großvater ſolle ihm doch die Strafe ſchenken; auch Adam bat, aber der Schilder-David ſagte: „Diesmal kriegt er ſie noch von mir, er hat den Bubenſtreich bei mir gemacht, und ich muß ihn bezahlen; was er weiter thut, das iſt deine Sach', Adam. Du ſollſt nicht mehr eigenmächtig davon laufen, Joſeph, du ſollſt dran denken!" Und er

legte ihn über's Knie und gab ihm eine tüchtige Tracht Schläge, dann ſagte er, die Ruthe Adam übergebend: „Da, da haſt du die Ruthe, von nun an iſt's an dir, ihn in Zucht zu halten; ich hab' das Meinige gethan. „So, jetzt ſind wir fertig." Leiſe ſetzte er zu Martina hinzu: „Wenn ſie ihn im Dorfe jetzt verhätſcheln wollen, wird er dran denken, und das iſt gut."

Joſeph weinte laut und wollte ſich gar nicht wieder beruhigen, als ihm Martina zuſprach.

Aber noch in einem andern Hauſe wurde an dieſem heitern Morgen geweint, und zwar im erſten des Dorfes. Im Pfarrhauſe ſaß die Magd in der Küche und weinte bitterlich: die ſchöne fette Gans, die wir heut' haben braten wollen; und ſie war gerad ſo geſchickt, weil wir einen ſo lieben Gaſt haben; das ſchöne Thier, das ſo gut ausgefroren war vor dem Fenſter, iſt heute Nacht in dem Durcheinander geſtohlen worden. Die Menſchen müſſen ja jetzt an dem Biſſen, den ſie dem Pfarrer ſtehlen, erſticken, und wie himmliſch gut hat er ihnen zugeredet und gedankt für das, was ſie gethan, und jetzt thun ſie ihm das. Heute ſollt' er das auch in der Predigt mit vorbringen und ihnen den Text leſen, und wer zuerſt huſtet, der hat die Gans

geſtohlen. Der ſchlechte Kerl, der Fuchs, der Wolf, der Hund, der Marder, der Rabe, der Alles, der ſie geſtohlen hat, und die elende Perſon, die ſie braten wird; ich gehe durchs Dorf und rieche überall herum, ich muß meine Gans wieder haben. Wir haben ja nichts zu eſſen heut' Mittag.... So und noch viel mehr unter bitterm Weinen und Schelten und Fluchen klagte die Magd in der Küche, ſo daß der Pfarrer endlich herauskam und fragte: „Was geht denn vor?“ Es wurde ihm getreulich berichtet, und die Magd zeigte ihm als Wahrzeichen den leeren Haken, an dem die Gans vor dem Fenſter gehangen. „Der Haken iſt noch da, aber die Gans nicht,“ klagte ſie und probirte immer den Haken, wie wenn er gerade geſchickt wäre, um den Dieb daran aufzuhängen. Auch Bruder Eduard kam herbei und mußte der Magd den Gefallen thun, den leeren Haken zu beſehen. Zu dem Schwager gewendet, ſagte der Pfarrer: „Es iſt oft ſo, gerade der ſchmackhafte letzte Biſſen, den man ſich wohl aufbewahrt, fällt oft auf den Boden, wenn man ihn ſchon an der Gabel hat.“

„Und du lachſt noch?“ klagte die Pfarrerin gegen ihren Mann, „ja ihr Männer, ihr könnt es nicht wiſſen, wie ſchwer es Einem auf dem Lande wird, ein

ordentliches Essen herzurichten, und wie man sich freut, wenn Alles sich macht, und das war wie bestellt, daß mir die Mutter gestern noch Kastanien schickte."

„Ich lache nicht, im Gegentheil, mir ist's auch unangenehm —"

„Ihnen ist es gewiß am meisten leid, daß ein Mensch so schlecht ist zu stehlen. Aus dem Leckerbissen machen Sie sich nichts," fiel Eduard ein.

„Mit nichten. Ich bin so materiell, daß ich sehr gern so ein glitzerndes braunes knusperiges Stück Gänsebraten esse. Und wegen des Diebes? Wenn einem Andern die Gans gestohlen worden wäre, der Dieb wäre da wie da, aber es würde mich doch weniger ärgern als jetzt, da es meiner eigenen Gans an den Kragen ging."

„Den Kragen haben wir noch," beruhigte die Magd. Alles lachte eben da der Briefbote die Treppe heraufkam. Er brachte die Landeszeitung. Der Pfarrer überflog rasch sein Gebiet und richtig — die Stelle im Odenwald, um die er sich beworben hatte, war einem andern, viel jüngern Geistlichen, aber von der neumodischen starren Sorte übergeben worden.

„Da ist auch noch ein Haken," sagte der Pfarrer, reichte seiner Frau das Blatt und deutete auf die

betreffende Stelle. Mit der Zeitung war auch ein Brief vom Oheim Consistorial-Präsidenten angekommen, der die Verleihung der Stelle an einen andern dahin erklärte, daß man unsern Pfarrer in die Hauptstadt ziehen wolle.

„Ich lehne ab, ich bleibe hier," sagte der Pfarrer kurz.

Die Pfarrköchin, die in's Wirthshaus ging, um dort Fleisch als Ersatz des gestohlenen Gänsebratens zu holen, hatte zwei Nachrichten zu verbreiten, die sich gar nicht mit einander vereinen wollten, und die sie immer seltsam unter einander mengte; die gestohlene Gans und das Bleiben des Pfarrers im Dorf.

Die Glocken läuteten in sanften Schwingungen in den hellen Tag hinaus; nicht umsonst nennt man das Geläute am Weihnachtsmorgen „Kindlewiegen." Als der Pfarrer wieder zur Kirche ging, stand das ganze Dorf vorm Pfarrhause bis zur Kirchthür aufgestellt hüben und drüben, und sie grüßten alle den Pfarrer als Zeichen des Dankes für die Freude, daß er nun für immer bei ihnen bleibe. — Während in der Kirche die Orgel tönte, schlich eine verhüllte Gestalt vor der Pfarrküche vorüber, und unversehens lag eine fette Gans auf dem Fensterbrett. War es nun

die geſtohlene oder eine andere, war's der Dieb, der die geſtohlene wiederbrachte oder ein gutes Herz, das eine andere dafür hinlegte? Man konnte nie klug daraus werden. Die Pfarrköchin behauptete, ſie verſtehe auch ein Auge zuzudrücken, ſie habe die Geſtalt nicht erkannt und nicht erkennen wollen. Sie war aber ſo voll Freude, daß ſie bis vor die Thür der Sakriſtei eilte, um dem Pfarrer zu ſagen, er ſolle nicht von der geſtohlenen Gans predigen, ſie ſei wieder da; ſie wagte es indeſſen doch nicht, in die Sakriſtei einzutreten, und ging wieder zurück. „Er iſt ja auch geſcheit genug," ſagte ſie, „und wird nicht über eine Gans predigen," und darin hatte ſie vollkommen Recht.

Der kleine Joſeph war mit ſeinen Eltern, hüben und drüben von ihnen geführt, in die Kirche gegangen; er ſchaute ſeltſam auf zu allen Begegnenden, er ſagte nichts, aber er drückte dem Vater ſtill die Hand. An der Kirchthür entließen die Eltern das Kind zu ſeinen Schulgenoſſen, und ſie ſelber trennten ſich in die Männer- und Frauenabtheilung. Aber die zwei gehörten doch jetzt zuſammen, wie ſie jetzt daſſelbe Gebäude einſchloß und wie ihre Stimmen zuſammen klangen. Der Geſang ging aber heute nicht gut von

Statten, denn es fehlte der beste Sänger, der dem Schulmeister schon oft mit seiner mächtigen Stimme ausgeholfen hatte, es fehlte heut' Häspele, der so heiser war, daß er kein lautes Wort reden konnte. — Als der kleine Joseph bei seinen Kameraden angekommen war, fragten ihn mehrere: „Weißt du, wie du jetzt heißt?" — „Joseph Röttmann, wie immer." — „Nein, Joseph im Schnee, so heißt du jetzt," und diesen Namen behielt er bis auf den heutigen Tag.

Am Nachmittag wurde im Wirthshause vielfach auf das Wohl des Pfarrers getrunken und auch auf das Wohl des „Joseph im Schnee," und jeder hatte noch ganz besonders zu erzählen, was er diese Nacht vollbracht. Die Schauer waren hundertfältig, wie man nicht wußte, was ein Fels ist und wo es jäh hinab geht. Es war weit mehr Wunder, daß Niemand verunglückt war, als daß der Joseph sich so gerades Wegs durchgefunden hatte. Zu Hause aber saß der Schilder-David in seinem Sonntagsgewand vor seiner großen Bibel und las mit Fingern den Buchstaben folgend da weiter, wo er vorgestern Abend aufgehört hatte. Der Schilder-David lebte das gewöhnliche Leben und las die Bibel immer wieder durch und jetzt hatte sich's wundersam zusammengefügt und zum Besten.

Am Mittag kam ein Bote in das Dorf und berichtete, daß in der Heidenmühle eine Leiche liege.

„Die Röttmännin!“ rief Alles.

„Nein, der Heidenmüller, er iſt ſchon ſeit geſtern Abend todt, man hat es aber erſt heute früh gemerkt, er hat ſich den Tod angethan, weil er mit dem Speidel-Röttmann um die Wette trinken wollte, und ſchrecklich iſt's geweſen, wie die Röttmännin, die ihn in der Nacht zu ihrem Beiſtand erwecken wollte, auf ihn hinein fluchte. Sie fluchte über einen Todten hinein.“

Alles ſchauderte, und gewiß, der Tod des Heidenmüllers wurde ſehr bedauert, aber er hätte auch zu einer andern Zeit ſterben können. Man ſprach jetzt weit weniger von der Rettung des Joſeph, als vom Tod des Heidenmüllers.

Niemand erſchrak mehr über dieſen Todesfall als die Leegart. Es zeigt ſich ja, ſie kann mehr als andere Menſchen; ſie kann Einen zu Tode wünſchen. Sie hatte ja dem Heidenmüller in alle Gewürze, die er beim Krämer, und in den Wein, den man im Rößle geholt, Gift und Opperment hinein gewünſcht. Ein Schauer der Wonne und der Angſt zugleich ging durch ihr ganzes Weſen, daß ſie mit ſolcher Wunderkraft ausgeſtattet war.

Sie wagte es nicht, aus dem Hause zu gehen, Jedermann mußte ihr ansehen, was sie gethan, und sie bereute es aufrichtig, sie hat's nicht Ernst gemeint. Ich werde mich hüten — gelobte sie sich — künftighin so etwas zu thun; ich wünsche der ganzen Welt nur Gutes, meinetwegen auch der Röttmännin. Endlich wagte sie es, zur Martina zu gehen, und sagte ihr heimlich in der Dachkammer: „Ich bitte dich, sorg' mit geschickter Manier dafür, daß keine von den Weibern ausplaudert, was ich gestern dem Heidenmüller gewünscht habe. Die Menschen sind gar abergläubisch, und könnten am Ende glauben, ich kann mehr als andere Menschen, aber ich mag den Namen nicht dafür haben." Leegart war nur halb zufrieden, als ihr Martina betheuerte, daß Niemand daran denke und daß die Welt doch nicht so dumm sei, solche Sachen zu glauben.

Die Leegart dachte bei sich: „Du bist dumm, aber Gottlob, wenn nur ich weiß, was in der Welt ist. Sie erschrak vor jedem Gedanken, den sie über einen Menschen gehabt hat oder noch haben wird. Das ist ja entsetzlich schwer, eine solche Gabe zu haben, daß man Jedermann anthun kann, was man will.

Als die Frauen zu Besuch kamen, betheuerte

die Leegart fortwährend: „Ich mein' es mit der ganzen Welt gut, beſſer als ich meint es kein Menſch. Ich wünſche Jedermann, Jedem, ich nehme keinen aus, nur Gutes.“

Man verſtand nicht, was die Leegart wollte, aber man ſtimmte ihr bei: „Ja wohl, du biſt immer gut geweſen.“

„Und wißt ihr, was ich ſage?“ rief die Leegart mit glänzenden Augen, „ich ſage weiter nichts als: das Pfarrhaus und des Heidenmüllers Toni. Denket daran, daß ich's geſagt habe; ich ſage weiter nichts.“

Bald nach der Todesnachricht war der Pfarrer und die Pfarrerin unter Begleitung Eduards nach der Heidenmühle gefahren und das war gut, denn Toni wollte faſt vergehen vor Jammer und Wehe, ſie hatte ſeit geſtern ſo Entſetzliches durchgelebt und ſie klagte ſich ſchwer an, daß ſie in der Fürſorge für Andere den Vater vergeſſen habe. Toni begrüßte die Pfarrerin wie einen rettenden Engel und ſie ward erſt beruhigter, als die Pfarrerin verſprach, bei ihr zu bleiben.

Eduard bat, man möge ihm doch auch etwas zu thun geben. Toni ſah ihn groß an und ſchmiegte ſich an die Pfarrerin.

Die nun ſo ſchnell zur Wittwe gewordene Heidenmüllerin klagte und heulte entſetzlich, und wenn der Pfarrer ihr zuredete, hörte ſie ihn kaum an, ſie ſtarrte nur immer auf Toni, wie wenn ſie dieſe mit ihrem Blicke vergiften wollte. Die Gemarterte iſt jetzt frei, und ihre Peinigerin muß als Bettlerin aus dem Hauſe ziehen.

Man mag ſich dagegen ſträuben wie man will, die Leegart hat doch etwas gewußt.

Von Neujahr an wohnte des Heidenmüllers Toni im Pfarrhauſe und ſie blieb dort während des ganzen Trauerjahres. Allmählig lebte ſie wieder auf aus ihrem tiefen Kummer und ſah ſo ſchön aus wie ehedem, nur viel feiner.

Im Hochſommer wurde auf der Heidenmühle neu gebaut, Eduard kam mehrmals zu Beſuch, und nie war er da, ohne auch nach der Heidenmühle zu ſchauen und nach Allem, was dort gerüſtet und geordnet wurde.

Die Leegart nähte viel im Pfarrhauſe und hätte viel erzählen können, wie ſchön und herrlich es war, wie die Pfarrerin und die Toni mit einander lebten und wie ſich dieſe von der Pfarrerin in Allem unterweiſen ließ. Aber die Leegart hatte ſich vorgenommen, nicht mehr viel zu ſprechen; nur bei der jungen

Röttmännin auf Röttmannshof, der jetzt grün angestrichen ist, schüttete sie ihr Herz aus. Nirgends war Leegart besser daheim als auf Röttmannshof, und sie sagte oft: Lustigeres kann man doch gar nicht sehen, als wie der starke breite Adam sein kleines Töchterchen auf dem Arm herumträgt und mit ihm spielt. Man hätte es gar nicht geglaubt, daß er so geschickt und handlich sein kann. Martina dachte lachend an die Zeit, da Adam das Herumtragen einmal gelernt hatte, dort unter der breiten Buche.

Als Leegart dem Töchterchen das erste Jahrkleid gemacht hatte und zwar ein sehr schönes grellrothes, war Adam ganz glückselig, da er das Kind herumtrug und es lehrte, wenn man es fragte: „Wo ist dein schönes Kleid?“ daß es den Zipfel desselben aufhob und sein schönes Kleid zeigte.

Nun war Leegart wieder voll Verwunderung und Lob, und Martina konnte sich nicht enthalten, hinzuzufügen: „Er sagt oft: ich hab' an meinem Joseph diese erste Kinderzeit versäumt; ich bring's jetzt ein. Es gibt ja nichts Glückseligeres.“

Die wilde Röttmännin war schon lang nicht mehr da. Sie hatte es nicht bekennen wollen, aber es ging ihr doch nach, daß sie so entsetzlich auf den

todten Heidenmüller hineingeflucht hatte. Vor der Welt spielte sie noch die Starke. Sie ließ sich einen Advokaten kommen, er mußte eine Schrift aufsetzen an das Consistorium, daß die Ehe von Martina und Adam für null und nichtig erklärt werde; sie erlebte das Ende des Processes nicht, sie starb, bevor der Schnee völlig geschmolzen war, durch den Joseph seinem Vater entgegen gegangen war. — —

Wenn jetzt der Pfarrer auf der Kanzel steht, hat er vor sich in der ersten Reihe zwei tapfere Männer, die die besten Freunde geworden sind, es ist Adam Röttmann und der junge Heidenmüller, der Schwager Eduard, der Toni geheirathet hat.

Joseph im Schnee ist im Winter im Dorf beim Schilder-David, um der Schule nahe zu sein; er ist ein starker, wohlbegabter Knabe.

Häspele behauptet immer: aus dem Knaben, der so Außerordentliches erlebt und so Außerordentliches bewirkt, muß auch ein ungewöhnlicher Mensch werden.

Die Leegart aber erwidert beständig: nur nicht prophezeien! Man ladet sich eine schwere Verantwortung auf. Sie weiß, was aus dem Joseph im Schnee wird, sie sagt es aber nicht.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel. Iſt noch nicht Tag? 1
Zweites Kapitel. Ein Zwiegeſang wird unterbrochen und wieder aufgenommen 14
Drittes Kapitel. Von den wilden Röttmännern . . 23
Viertes Kapitel. Martina's Heimkehr 34
Fünftes Kapitel. Der Tag iſt trüb 46
Sechstes Kapitel. Wie ein Dorfpfarrer zu Hof befohlen wird 54
Siebentes Kapitel. Beim Schilder-David 67
Achtes Kapitel. Warm und wohl im Pfarrhauſe . . 77
Neuntes Kapitel. Brautfahrt und Flucht 87
Zehntes Kapitel. Ein Vater, der ſeinen Sohn ſucht . 98
Eilftes Kapitel. Laßt die Kirche im Dorf 107
Zwölftes Kapitel. Wo iſt der Joſeph? 114
Dreizehntes Kapitel. Das Muotisheer 132
Vierzehntes Kapitel. Von einem verirrten Menſchenkind 148
Fünfzehntes Kapitel. Ein Kind, das ſeinen Vater ſucht 171
Sechzehntes Kapitel. Schlafen und Wachen in der Heidenmühle 188
Siebenzehntes Kapitel. Großes im kleinen Hauſe . . 199
Achtzehntes Kapitel. Um des Kindes willen . . . 208
Neunzehntes Kapitel. Eine Stimme um Mitternacht . 218
Zwanzigſtes Kapitel. Es iſt Tag 222

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.